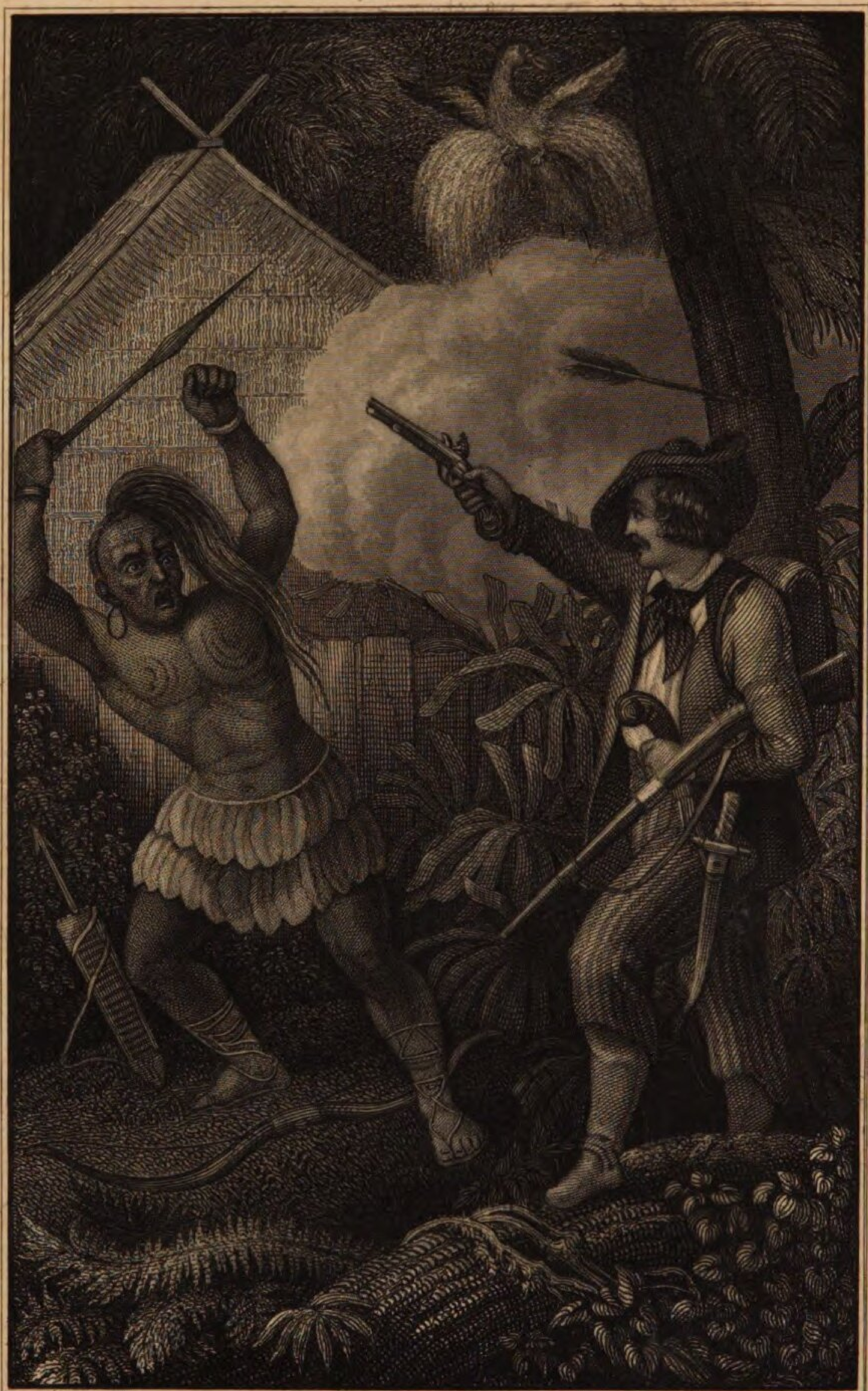


Geissler gez. Stahlstich v. Carl Mayer's K. A. in Nürnberg.

Konrad Hellwig,

des

Bayer'schen Robinsons

Abenteuer

zu Land und zur See,

für die

reifere Jugend aller Stände

aus dem Gebiete der Wahrheit

eingeführt

von

Corbinian Lohmayer.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstiche.

Straubing, 1854.
Verlag der Schorner'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Anzeige.

Erstes Kapitel.

Der bayerische Robinson.

Es war am Morgen des 47sten Tages der Abfahrt des „Seelöwen" aus dem Hafen von Toulon, als der Neger in Konrads Kerker trat, ihm die Eisenschelle vom Fuße nahm und einen vollständigen, ganz neuen Matrosenanzug überreichte, mit der Weisung, sich mit selbem zu bekleiden, dann hinaufzusteigen in die Kajüte des Kapitäns und da des Fernern gewärtig zu seyn.

Bald stand Konrad da, seiner langen Haft und der ihm entzogenen Bewegung ungeachtet, als ein schmucker, lebensfrischer Matrose. Den Gürtel mit wohl verwahrten Goldstücken und Banknoten trug er noch immer auf dem Leibe.

Er trat in die Kajüte des Kapitäns, den er nicht mehr gesehen seit dem Augenblicke, in welchem er auf dem Deck das Bewußtseyn verloren hatte; in der Kajüte waren gegenwärtig der Schiffsarzt, der Hochbootsmann und der älteste Matrose, als Zeugen, daß der Kapitän an Konrad Hellwig aus Bayern vollzogen habe, was ihm befohlen worden vom Premierminister Marquis Dellcamps; zugleich nahm der Kapitän den Zeugen einen Eid ab, über die Befehle des Ministers,

Konrad Hellwig betreffend, und deren geschehene Befolgung ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.' — Hierauf las der Kapitän den Befehl zur Aussetzung Konrads auf einer unbewohnten Insel mit lauter Stimme ab.

Konrad wurde auf das Verdeck geführt. Das Schiff segelte nicht ferne von einer Inselreihe mit felsiger Küste und einer hohen, dicht bewaldeten Bergkette. — Es war die Küste der Insel Munkapoy, der größten mehrerer durch Ströme und Flüsse von einander getrennten Inseln; sie war auf den französischen Seekarten als eine unbewohnte angegeben, aber ganz irrig, denn in ihrer Tiefe, nach dem süd-östlichen Strome zu, lebte ein seit mehreren Jahren da angesiedelter Indierstamm, aber außer allem Verkehr nach der See hin; er nannte sich nach der Insel, seiner neuen Heimath.

Die Insel lag so nahe, daß der Kapitän befahl, ein Boot zur Ueberschiffung Konrads in die See zu lassen. —

Dieser wurde nun, wenigstens für die erste Zeit seiner Robinsonade, reichlich ausgestattet. Er erhielt:

an Waffen — eine fast ganz neue, gut eingeschossene Büchse, dazu zwei eben so brauchbare Pistolen, für jene und diese einen Schießbedarf an Pulver und Kugeln auf hundert Schüße, dann den Säbel eines Marinesoldaten und ein Matrosenmesser;

an Leibwäsche — so viele Hemden, Hals- und Sacktücher, Unterbeinkleider und Strümpfe, jedes Stück ganz neu, als ein geräumiger Tornister, der damit bepackt wurde, zu fassen vermochte;

an Lebensmitteln — gedörrtes Fleisch, Zwieback und Branntwein, für sechs Tage, dazu ein Säckchen mit Salz, dann noch

Stahl, Steine und Feuerschwamm, nebst einem Bündel Schwefelfäden, eine kupferne Kasserole, vielseitig brauchbar.

Säbel, Pistolen und Messer steckten in einem Gürtel, der ihm um die Hüften geschlungen wurde; den Schießbedarf enthielt ein unsern Waidtaschen ähnlicher Sack mit einer breiten Gurte und den Tornister trug er an zwei starken Tragriemen auf dem Rücken; das Ganze bildete ein Gepäcke von nicht unbedeutendem Gewichte.

Das Boot brachte Konrad an die Küste; die zwei Matrosen, die es führten und wohl wußten, welch ein Loos von Mühseligkeiten und Gefahren das eines auf einer unwirthbaren Insel Ausgesetzten sei, schüttelten ihm, als er an's Land stieg, mit Herzlichkeit die Hand; die rohen, aber gutherzigen Männer sprachen nicht ein Wort; ihr naßes Auge war die lautsprechende Sprache gefühlter Theilnahme.

Konrad schied von ihnen mit stummer Lippe, aber fließenden Thränen. Er ging wenige Schritte tiefer in's Land hinein, in eine Gruppe von Gebüschen, um da, den Blicken der nicht ferne segelnden Schiffsmannschaft entrückt, nur sichtbar dem Auge des himmlischen Vaters, seinen Gefühlen Worte zu geben, Worte des Dankes für bisherige Erhaltung, Worte der Bitte um Schutz und Schirm von Oben, um einen der leitenden Engel, die an der Seite des Sterblichen wandeln, ihn

zu erhalten auf guten Wegen, den Strauchelnden zu unterstützen, den Sinkenden aufzurichten.

Es war kein erlerntes Gebet, der Schule, den Büchern entnommen, in welchem er himmelwärts redete; es waren die schlichten, aber innigsten Ergießungen der reinsten, heißesten Andacht, es waren die geheiligten Schwingen der über Zeit und Raum, über alles Irdische erhabenen Anbetung, auf welchen die Seele des Frommen zum Vater sich erhob.

Buntblumige Matten, ein sanftwelliges Gelände bildend, dort und da von säuselnden Hainen beschattet, von einem spiegelklaren Bache, wie von einem schimmernden Silberbande durchschlängelt, gegen Osten nur wenig über die Oberfläche der See sich erhebend, schmiegten sich an eine Gruppe schroffer, kühnragender Felsen, an deren Fuß die Brandung emporschäumte, dort und da durchschnitten von bebuschten Schluchten, dichtbewaldete Thäler zeigend, die von üppig grünen Bergvorsprüngen in malerischen Abwechslungen getrennt wurden. — Es war die Insel Munkapoy, — eine reizende, großartige Landschaft.

Es trat gerade das Ende der Regenzeit ein, und ungeachtet der noch stark umwölkte Himmel einen jener heftigen Regenschauer verkündigte, die auf diesen Inseln zu dieser Zeit so häufig sind, so klärte er sich doch bald auf und die tropische Sonne strahlte nieder in der reichen Fülle ihrer glänzenden Pracht.

Konrad that keinen Blick mehr nach rückwärts, sein Auge forschte nur nach einer Lichtung, die ihm das Ende des Waldes ankündigen sollte, in dessen dunkeln, kühlem Dome er rasch dahinschritt. Er erreichte

einen freien Platz, nahe an selbem den Fuß eines Gebirgsvorsprunges, der sich schräg hinauf zur Kuppe eines Hochgebirges erstreckte. — Schon hatte er eine bedeutende Strecke zurückgelegt, als sein rasches Fortschreiten durch eine an beiden Seiten weithin auslaufende Masse von Zuckerrohr gehemmt wurde, dessen zähe, an 12 Fuß hohe, kräftige Stängel so dicht standen, daß es ihm nur durch große Anstrengung möglich wurde, sich Bahn zu machen.

Mit ganzer Gewalt warf sich Konrad der Länge nach gegen dasselbe, um durch die Schwere seines Körpers die widerstrebenden Rohre zu Boden zu drücken; er sprang wieder auf und wiederholte das Verfahren mit gleichem Erfolge. Aber es mochte nur eine halbe Stunde gewährt haben, und schon waren seine Kräfte erschöpft. Der Schweiß strömte gleichsam an seinem Körper herab, seine Hände bluteten, zerrissen von den scharfen Splittern der gebrochenen Rohrstengel, und in Mitte dieses über ihn wogenden Rohrmeeres war die Luft so dumpf, so schwüll, daß es ihm beinahe an Athem gebrach. — Die Biegsamkeit des Zuckerrohres warf dasselbe in seine frühere Stellung zurück, sobald das Gewicht des Körpers, der Druck desselben nachließ; so war der Durchgang immer wieder auf's neue gesperrt und der Luftzug gehemmt. Zugleich machte die Höhe des Rohres jede Aussicht unmöglich, um ersehen zu können, ob die nun einmal begonnene Durcharbeitung auch die gehörige Richtung verfolge.

Von zu großen Anstrengungen ermattet, nach einem erfrischenden Luftzuge, nach einem frischen Trunke aus einer Quelle lechzend, — denn seine Matrosen-

flasche enthielt nur Branntwein, — warf sich Konrad zu Boden und hatte die einzige, höchst spärliche Erquickung, die wenigen Wassertropfen, die von dem Regen der verflossenen Nacht noch an den obern Büscheln und an den Blättern der Rohrstengel hingen, mit Gierde zu schlürfen. Jetzt kam ihm der gute Gedanke, sein Faschinenmesser zu gebrauchen, um sich einen Pfad zu bahnen. Er hieb links und rechts so tief als möglich die Stengel ab; es gelang ihm dadurch, ziemlich schnell vorwärts zu kommen; aber immer dichter drängte sich das Rohr, noch immer unabsehbar war das Ende desselben. Schon sank sein Muth, seine Hoffnung; er hieb sich noch eine kleine Strecke durch und wollte eben, den ermatteten Arm kaum mehr zu bewegen im Stande, sich zu Boden werfen, um durch eine Ruhestunde zu neuen Anstrengungen gestärkt zu werden, als er rechts durch das Rohr einen Lichtstrahl bemerkte. Dadurch mit neuer Kraft ausgerüstet und noch thätiger in seiner mühevollen Arbeit, gelangte er bald an das Ende des Rohrmeeres und, aus selbem heraustretend, sah er sich am Fuße des ersehnten Bergrückens.

Freudigen Gemüthes lagerte sich Konrad an einem sich hoch wölbenden, weit schattenden Gebüsche; er erquickte sich mit einer Fleischschnitte, einem Stückchen Schiffszwieback und einem tüchtigen Schluck Brandy, dann durch einen kurzen, stärkenden Schlaf. Nach genossener Ruhe begann er den steilen Bergrücken zu erklettern, dessen Kuppe er in kurzer Zeit erreichte. — Nachdem er sich an einer herrlichen Aussicht auf die grüne Spiegelfläche der See, auf die buntblumigen Fluren und die in blauer Ferne sanft aufsteigenden, nie-

drigen, bebuschten Anhöhen gelabt und die milde, köstliche Luft in vollen Zügen eingeathmet hatte, setzte er, ein frommes Lied singend, in heiterster Stimmung seinen Weg, dem Bergrücken entlang, raschen Ganges fort. Doch ward dieser nach kurzer Zeit durch eine steile Felsenparthie gehemmt, die rechts von einem tiefsumpfigen Gelände begrenzt wurde und links in eine unabsehbare Ebene auslief. Es blieb ihm nichts übrig, als den Felsen hinan zu klimmen, sogar auf manchen Stellen auf Händen und Füßen zu kriechen, nicht ohne Gefahr, in die Tiefe zu stürzen und da den Tod des Zerschmetterns zu sterben. — Gott schützte sein mühesames, gefahrvolles Klimmen und führte ihn aus dem Bereiche der Gefahr seinem Ziele zu, einem von dunkelgrünen, glänzenden Schlingpflanzen netzartig umrankten Basaltfelsen, dem höchsten Punkte dieser Gegend, welchen Konrad schon aus weiter Ferne zu seinem Nachtlager sich erwählt hatte. — Er erreichte die Kuppe des Felsenberges, als eben die Sonne zur Ruhe niedertauchte.

Auf seine Büchse gelehnt, stand er da, der Fremdling, auf dieser ihm fremden Scholle, versunken in den Anblick einer Landschaft, wie er nie gesehen, nie in seinen schönsten Träumen geträumt hatte, — durchflossen vom Gefühle anbetender Bewunderung. Er hatte keinen Gedanken an sich, an seine Lage, an Gegenwart und Zukunft; er hatte nur Auge und Sinn für die Wunder der Schöpfungen Gottes; er sank auf seine Kniee, Thränen eines namenlosen Entzückens träufelten über seine Wangen; sein Innerstes war aufgelöst in Wonne und Andacht.

Zweites Kapitel.

Wanderung durch die Insel.

Die ersten Strahlen der flammend-auftauchenden Sonne weckten unsern Wanderer aus seinem festen Schlafe, den er unter einem felsigen Ueberhange auf kühlem, üppigen Rasen genossen hatte. — Nach einem kurzen, andachtsvollsten Gebete legte er seine Kleidung ab und badete sich im Becken der krystallhellen Quelle, die nicht ferne von seiner Ruhestätte unter bemoostem Gesteine in reicher Ergießung hervorsprudelte und mit seinem eisigkalten Wasser schon am vorhergegangenen Abend ihm einen köstlich-erquickenden Trunk gegeben hatte, welchen er dem geistigen, erhitzenden Inhalte seiner Brandyflasche weit vorzog. — Nach dem stärkenden Bade durchstrich er die ziemlich weit sich erstreckende Fläche der Berghöhe, um genießbare Früchte zu finden, da er seinen nicht sehr reichlichen Vorrath von eingepöckeltem Fleische und Zwieback für die Mittagsmahlzeiten sparen wollte; aber er fand, so üppig die Vegetation auch war, weder Früchte, noch genießbare Wurzelpflanzen, und mußte daher aus der Waidtasche frühstücken. — Nach einem mäßigen Frühmahle, gewürzt durch einen tüchtigen Trunk des köstlichsten Quellwassers nahm er sein kleines Gepäcke, seine guten Waffen wieder auf, fest entschlossen, fort und fort zu wandern, bis er Menschen antreffe, oder, im Falle die Insel unbewohnt sei, sich in einer schönen, fruchtreichen Gegend derselben anzusiedeln, möglichst nahe dem Meere,

um zu seiner Nahrung nebst dem Wilde des Waldes und der Gewässer auch Fische und Schalthiere zu finden, zugleich nach einem dahersegelnden Schiffe spähen zu können. Dem göttlichen Schutze sich empfehlend, schritt er muthigen Herzens und heitern Sinnes der unbekannten Ferne zu.

Schon nach kurzem Dahinwandern auf der Fläche der Gebirgshöhe bemerkte Konrad, daß dieses, so weit sein Auge reichte, den Charakter einer weithin sich erstreckenden Hochfläche beibehielt, die nur hie und da von einer Reihe von Bergkuppen mit dazwischen liegenden Thälern unterbrochen wurde, deren meistens sehr schroffe Seiten mit üppigem Grün bewachsen waren; dort und da kam er an Gruppen von Riesenbäumen, von dichten Sträuchern vorüber, aber weder diese noch jene trugen Früchte, auf welche er zu seiner Erhaltung so sicher gerechnet hatte. — Nicht verzagend, aber auch mit nicht ganz angenehmem Gefühle blickte er auf seine Waidtasche nieder, welche einen Vorrath von Lebensmitteln für nur mehr einige Mahlzeiten barg. — Sehr auffallend war ihm auf dieser Insel, die mit einem Reichthume von Bäumen, Gesträuchen und Kräutern gesegnet war, noch kein vierfüssiges Thier, noch keinen Vogel gesehen zu haben. — Er hatte noch nicht die Spur, nicht die Stimme eines lebenden Wesens gefunden und gehört; die ganze Strecke, die er bisher durchwanderte, war eine ununterbrochene Einöde; sie schien ihm seit Anbeginn der Welt unbewohnt gewesen zu seyn. — Seine eigene Stimme, wenn er ein Lied sang, oder, um das Echo der Felsen und Schluchten zu wecken, einen weithin schallenden Ruf ausstieß,

klang ihm so fremdartig, als ob nie eine menschliche Stimme die unheimliche Stille dieser Umgebung belebt hätte, die nur durch das dumpfe Gebrause eines fernen Wasserfalles, durch das Rauschen eines wild tosenden Waldbaches, durch das sanfte Murmeln einer dahin gleitenden Quelle unterbrochen wurde.

In mäßiger Eile fortwandernd, betrachtete Konrad jeden Baum, jeden Strauch, an dem er vorüberging, genauen und scharfen Blickes, ob er darunter nicht einen fruchttragenden erspähen könne; aber sein Bemühen war fruchtlos. Er hatte eben einen der vielen Bergrücken erklommen, von welchen die Ebene unterbrochen wurde, als er plötzlich im hohen dichten Grase eine schmale, dort und da vom Grase entblößte, fast in gerader Linie fortlaufende Vertiefung erblickte, die einen, wenn auch schon lange nicht mehr betretenen, früher aber häufig begangenen Fußpfad erkennen ließ. — Es war ein rasch sich folgender Wechsel von Erschrecken und Freude, der beim Erblicken eines Fußpfades in dieser ihm bisher unbewohnt erschienenen Wildniß Konrads Innerstes durchzuckte; er durfte allerdings befürchten, dem Aufenthalte von Cannibalen nahe zu seyn; es konnten aber auch friedliche, gutartige Wilde, vielleicht gar europäische Kolonisten hier ihren Aufenthalt haben. — Schnell war die Furcht von ihm gewichen, denn sein frommes Herz schlug unter dem gewichtigen Panzer des Gottvertrauens, des edlen Muthes, erzeugt vom guten Gewissen, vom Gefühle eigener Kraft. Festen Trittes verfolgte er die, oft kaum mehr zu erkennenden Spuren eines Fußpfa-

des aus früheren Zeiten. — Sie hörten auf am Rande einer jähabschüssigen Schlucht.

Diese lief an beiden Seiten zu weit aus, um umgangen zu werden. Eben so gewandt als muthig begann Konrad an den Ranken und strauchartigen Gewächsen, die den Klüften der meist felsigen Schluchtwände entsprießen, in die Tiefe sich hinabzulassen. — Da ward ihm ein großartigrr, fast schauerlicher Anblick. Aus schluchtenartigen Felsenklüften brausten schäumende Wasserströme hervor, stürzten sich vereint über einen mehr denn 80 Fuß hohen Felsen mit donnerndem Tosen in ein Steinbecken und strömten aus diesem einem von der Natur gebildeten Kanale zu, der bis in die innersten Tiefen der Erde zu bringen schien. Mit Erstaunen dieses mächtige Werk der Schöpfung bewundernd, konnte er sich kaum von solchem Anblicke losreißen. Er ging in der Tiefe der Schlucht fort, deren Ende er nach einer Stunde erreichte und sich in einem Wäldchen befand, das nur aus riesenhohen, weit von einander abstehenden Bäumen gebildet, von einer fast unübersehbaren Ebene besäumt war, aus welcher ihm die glänzende Spiegelfläche eines seeartigen Teiches entgegenleuchtete, die nahe genug lag, daß Konrads scharfes Auge in den theils einzelnen, theils gehäuften dunkeln Gegenständen, welche sich auf dem Teiche bewegten, Wassergeflügel erkennen konnte.

Beim Anblicke des Federwildes schrie er laut auf vor Freude, wieder einmal ein lebendiges Wesen zu sehen; es erwachte auch zugleich seine Jägerlust, denn auf dem Landgute seines Pflegevaters hatte Konrad das edle Waidwerk erlernt und mit großer Neigung

und Thätigkeit geübt. — Seine Büchse war mit zwei Kugeln geladen; diese zog er aus dem Laufe, zerhackte sie mittelst seines scharfen Messers und eines Steins, den er als Hammer gebrauchte, in kleine Stückchen, und hatte nun eine schrottähnliche Ladung. Als Jäger und Naturkundiger mit der Scheue des wilden Wassergeflügels bekannt, schlich er in tiefgebückter Stellung, oft auf der Erde fortkriechend, so vorsichtig und leise dem Teiche zu, daß er, von keinem der zahlreichen Wassersegler bemerkt, an dessen Ufer ein kleines Gebüsch erreichte, welches ihn gegen jedes Gewahren schützte und doch eine genügende Lücke hatte, um durch selbe die arglos umherschwimmenden Wildenten beschießen zu können. Sein gut gezielter Schuß erlegte drei Stücke, welche von ihm zwar ziemlich entfernt, aber dicht beisammen waren.

Der Knall seines Schußes hatte eine Wirkung, die ihn beinahe erschrecken machte. Tausende von Wildenten erhoben sich auf einmal aus dem dichten bergenden Uferschilfe mit betäubenden Geräusche und Geschrei; es war eine Schaar von solcher Anzahl, daß für Augenblicke die Sonne verfinstert wurde. — Eiligsten Fluges waren sie nach wenigen Augenblicken Konrads Augen entschwunden, der jedoch nichts Eiligeres zu thun hatte, als seines so willkommenen Bratens sich zu bemächtigen. Schnell entkleidet, holte er seine Jagdbeute aus den Fluthen und genoß dabei die Annehmlichkeit eines frischen, erquickenden Bades.

Ungeachtet es zu guter Tagesstunde war, so beschloß Konrad dennoch, heute seine Wanderung nicht fortzusetzen, sondern sich ein schmackhaftes Abendessen,

dann ein weiches Ruhelager zu bereiten; er kehrte zu dem Ausgang der Schlucht zurück, welches ihm für seine Absicht der geeignetste Platz schien, da die Nacht hinzubringen. — Nun hatte er gar Vieles zu thun. Es mußte seine Jagdbeute gerupft, ausgenommen und zum Braten hergerichtet, dann Dürrholz zum Feuer, trocknes Laub zum Nachtlager herbeigeschafft werden. Vor Allem bereitete er sich in einer geräumigen Felsenhöhlung ein gutes Nachtlager aus trocknen Baumblättern, die er mit duftendem Grase überstreute, das er mit seinem Faschinenmesser — die gewöhnliche Form der Matrosenmesser — abgesichelt hatte. Dahin schaffte er seine wieder frisch geladene Büchse, den Gürtel mit den Waffen, Waidtasche und Tornister. — Nachdem er die Wildenten von allen Federn und Stiften befreit, sorgfältig ausgenommen und im klaren Wasser eines nahe vorüberfließenden Bächleins auf's reinlichste gewaschen, dann mit Salz eingerieben hatte, verfertigte er aus einem dünnen, schlanken Baumstämmchen einen, mit Handhabe versehenen, vollkommen brauchbaren Bratspieß. Jetzt wurde an der Felsenwand ein Feuerchen angemacht, das Wildentenkleeblatt an den Bratspieß gesteckt und dessen Spitze oberhalb des Feuers in eine Felsenspalte gebracht, so daß der Spieß ganz frei um die Achse bewegt werden konnte. — Es währte nicht zu lange und der Braten war fertig, unter diesen Verhältnissen für Konrad ein Leckerbissen von solcher Köstlichkeit, daß er dessen noch im Greisenalter mit freudeleuchtenden Blicken gedachte. — Ein Stück Zwieback, ein guter Schluck Brandy gaben dem schmackhaften Braten noch eine herrliche Würze.

Gestärkt durch einen ruhigen, festen Schlaf, erkräftigt durch ein tüchtiges Frühstück, im Innersten belebt und erhoben durch ein herzliches Gebet, hatte Konrad schon mit dem Auftauchen der Morgenröthe den Wanderstab ergriffen, fortgedrängt aus der hier so angenehmen Ruhe durch das Verlangen nach Gewißheit, ob diese Insel von Menschen bewohnt, ob er der einzige Bewohner dieser Strecke Landes sei.

Eintönig war die Ebene, die Konrad in den frühen Morgenstunden durchwanderte, sie war umgürtet von sanft aufsteigenden, lieblich bebuschten Hügeln; als er den höchsten derselben bestiegen hatte, enthüllte sich seinem Auge ein Anblick, der einen entzückenden Eindruck auf ihn machte. Wie festgebannt an die Stelle, von welcher aus ihm eine solche Ueberraschung ward, sah er gerade hinab in die Matten eines Thales, welches sich in sanften Wellenlinien bis in unabsehbare Ferne hinzog. Zu beiden Seiten war es von steilen Abgründen begrenzt, welche sich nahe an Konrads Standpunkt zu einem Halbkreis grasbewachsener, dort und da felsiger Berge schloßen, über die hinab zahllose Cascaden (mehr oder minder starke Wasserfälle) im flimmernden Glanze hüpften. — Wie ein unbewegliches Meer breitete sich vor ihm nach allen Seiten hin das reiche Grün aus und bis in die weiteste Ferne bewegte sich im leisen Erzittern unter dem Hauche eines sanft wehenden, mild kühlenden Windes eine solche Menge des mannigfaltigsten Laubes, daß unmöglich zu bestimmen war, welche Baumarten es schmückte. Das tiefste Schweigen ruhte auf der ganzen Landschaft.

Eine schöne, unbewaldete Fläche, die Konrad durch-

wandelt hatte, senkte sich in sanfter Abdachung; ein schmales Thal durchschreitend, mußte er eine immer steiler werdende Höhe ersteigen. Jetzt gähnte ihm eine tiefe, finstere Schlucht entgegen; durch diese mußte er, um seine Wanderung nach der von ihm angenommenen Richtung fortsetzen zu können. Jäh war der Felsenabhang von mehr denn hundert Fuß Tiefe, der die ganze Breite der Schlucht einnahm und in die hinab ein wilder Strom sein stäubendes Wasser in einem ununterbrochenen Falle mit donnerndem Getöse ergoß. Zu beiden Seiten waren die zackigen Wände schroff und überhängend. — Mit sorglich spähendem Auge nach der Möglichkeit forschend, wie die Tiefe zu erreichen sei, bemerkte Konrad längs der Seite der Schlucht Reihen von sonderbar geformten, den Schlingpflanzen ähnlichen Gewächsen von ziemlicher Dicke, die in den Felsspalten verschlungen waren, und zu langen Spitzen ausgestreckt, ähnlich den von Erde entblößten Wurzeln starker Bäume, die Felsenwand der Schlucht fast bis an deren Fuß bedeckten. Sogleich war Konrad entschlossen, an diesen Wurzeln, nachdem er einige derselben genau untersucht und von der Zähe und Haltbarkeit eines mäßig starken Schifftaues gefunden hatte, sich hinabzulassen und so die Tiefe der Schlucht zu erreichen. — An ihrem Rande legte er sich platt zur Erde, erfaßte eine dieser Schlingpflanzen mit beiden Händen, schwang sich auf selbe, umschlang sie, wie die Matrosen, wenn sie sich auf einem Taue vom höchsten Maste herablassen wollen, mit beiden Füßen und glitt so mehrere Fuß hinab. Dann erfaßte er eine andere solche Pflanze, die ihm die haltbarste schien, schwang

sich auf selbe und kam so der Tiefe der Schlucht wieder um acht bis zehn Fuß näher.

Aber Entsetzen erfaßte sein Innerstes, als die Ranken, welche er jetzt an sich nahm, beim kräftigen Anfassen so prall abbrachen, als wie der spröde Stiel einer Tonpfeife. Die Ranken, an welchen er über der grausigen Tiefe schwebte, schwangen sich im Luftzuge hin und her, wie der Klöppel einer heftig bewegten Thurmglocke, und es war in jedem Augenblicke zu befürchten, daß sie unter seiner Körperlast zerreißen. Zum Tode erschrocken vor der Gefahr, aber von der Besonnenheit, vom Vertrauen auf Gott nicht verlassen, haschte er nach einer langen, dicken Ranke, die nicht ferne von ihm an der Felsenwand herabhing; er vermochte nicht, sie zu erreichen und zu erfassen, obgleich seine Hand sie fast berührte; es mußte nun Alles versucht, Alles gewagt werden; durch einen raschen Fußtritt schwang er sich gegen die Felsenwand; jetzt der großen zähen Ranke nahe zum Ergreifen, riß er sie mit Hast an sich und schnell war sie von seinen beiden Händen umfaßt, von seinen Beinen umschlungen.

Der Todesgefahr entronnen, schwindelte sein Gehirn bei dem Gedanken an sie, und er schloß unwillkührlich die Augen, um nicht die grauenvolle Tiefe unter sich zu sehen. Ein stilles, inbrünstiges Dankgebet für seine wunderbare Rettung, ein Flehen um fernere Hilfe sendete der Fromme zum Vater empor.

Von dieser gefahrvollen Stelle an bis zur Tiefe der Schlucht waren die Ranken immer häufiger und stärker. Bald hatte er die Tiefe erreicht.

Das Erklettern der jenseitigen Wände der Schlucht

war nicht sehr schwierig, da aus ihren unzähligen Klüften niedrige Strauchgewächse und Schlingpflanzen in Menge hervorwuchsen und dem Kletternden als kräftige Anhaltspunkte dienten.

Nachdem Konrad eine kurze Strecke auf kahlem, vielzackigem Gesteine zurückgelegt hatte, stieg er in ein Thal nieder, dessen eine Seite von einem fast undurchdringlichen Dickicht begrenzt, dessen andere von der blaugrünen Fluth eines mäßigen Stromes bespült wurde.

Das Thal, sich immer mehr verengend, mündete fast trichterförmig aus und zwei himmelragende Eichen, an der Ausmündung des Thales sich gegenüberstehend, bildeten mit ihren dicht belaubten und dicht verschlungenen Aesten eine weitschattende Thorwölbung.

Unter ihr stand Konrad, regungslos, eine athmende Statue, den Fuß in den Boden gewurzelt, den Oberleib vorgebeugt, starren Blickes. — Aber nicht der Schrecken, nicht die Furcht hatten die kräftigen Schritte des Wanderers gefesselt, den Blick seines Auges fest gebannt; es war die freudigste Ueberraschung, die ungeahnte Erfüllung seines heißesten Verlangens, die es gethan. Nur die Eiche, der Ahorn, die Fichte, die Purpurweide, nur Sträucher, unfruchtbar wie diese Baumgattungen, hatte er im Laufe seiner bisherigen Wanderung gefunden; jetzt tauchten auf vor seinen freudetrunkenen Blicken der Brodfruchtbaum, die Cocospalme, die Dattelpflaume, der Kastanienbaum, der Weinstock, an der Ulme sich hinaufwindend, eine reiche Mannigfaltigkeit von Sträuchern mit rothen, gelben, fleischfarbigen Früchten, im bunten Gemenge mit der Myrthe, dem Lorbeerbaum, der Pappel, der Sycamore,

ein weithin laufendes Maisfeld, ein Acker, auf europäische Art gefurcht, mit wallenden Reisähren, dort und da eine Gruppe von Baumwollstauden breitete sich vor ihm aus, goldgelbe Melonen rankten am Boden dahin zwischen Pfirsich- und Mandelbäumen, prangend im reichen Schmucke köstlicher Früchte; ein stattlicher Hirsch äsete sich im üppigen Grase einer nahen Wiese und an dem knorrigen Aste einer stattlichen Kiefer schritt ein wilder Truthahn mit stolz gesträubtem Gefieder majestätisch hin und her.

„Hier ist gut wohnen, hier laßt uns Hütten bauen!" — jauchzte Konrad, als er wieder seiner mächtig war; und aus voller Seele dankte er dem himmlischen Vater, seine Schritte in dieses irdische Paradies geleitet zu haben.

Drittes Kapitel.

Der Wilde.

Konrad schritt fort, die Reize der hier so großmüthig schaffenden Natur, dieses Ausflußes der Allmacht und Allweisheit des Höchsten, mit den trunkenen Augen gleichsam verschlingend; da gewahrte er dort und da im weichen Boden, im feuchten Sande vollkommene Abdrücke eines menschlichen Fußes; er entdeckte leichte Spuren eines Pfades, der immer ausgetretener nach einem Eichenhaine hinlief. Ohne Furcht vor dem Zusammenkommen mit Bewohnern dieser Insel, die ihm der Kapitän als eine von Menschen un-

bewohnte bezeichnet hatte, — ja, sich sehnend nach menschlicher Gesellschaft, sei es auch die einer wilden Völkerschaft, — schritt er auf dem ihn leitenden Fußpfade dem Haine zu, begierig, zu ersehen, wohin selber ihn führe. — Ein freier, im weiten Kreise von Eichen umgürteter Platz nahm ihn auf; er erblickte im Hintergrunde desselben eine Art Haus, eigentlich mehr eine Hütte zu nennen, die er aus früher gelesenen Reisebeschreibungen sogleich als einen indianischen Wigwam *) erkannte. Er ging darauf zu.

Da schwirrte durch die Luft daher ein stark befiederter Pfeil, dessen scharfe Spitze dicht an Konrads linker Seite in den Stamm einer Pinie drang; rasch nach dem Schützen forschend, erblickte er einen Wilden, der mit feindlichem Blicke, mit hochgeschwungenem Speere gegen ihn daher stürzte. Aber schnell hatte Konrad eine seiner beiden Pistolen aus dem Gürtel gerissen; er wollte nicht tödten, sondern nur schrecken, und schoß sie über dem Kopfe des Andringenden in die Luft. — Mit einem gellenden Geheule taumelte der Wilde zurück, warf den Speer von sich, sank auf die Kniee und streckte Konrad die zitternden Arme entgegen. —

Im Augenblicke hatte dieser von einer nahen Palme einen Zweig abgerissen und diesen hoch schwingend trat er langsam an den Knieenden hin. Kaum hatte der Wilde das Friedenszeichen in der Hand des weißen Mannes gesehen, als er wie eine losgelassene Feder vom Boden aufschnellte, einen Freudengesang er-

*) Indianisches Haus.

tönen ließ, mit einem schnell abgerissenen Palmzweige den Fremdling umtanzte, sich dann vor ihm auf ein Knie niederließ und den Zweig zu seinen Füßen legte.

Dadurch war jetzt zwischen dem weißen Manne und dem Wilden der Bund des Friedens und des freundlichen Vereines geschlossen; aber schon in den ersten Augenblicken einer Bekanntschaft, von welcher wohl keiner eine Ahnung gehabt, sollten sie noch näher, noch inniger mit einander befreundet werden. — Es hatte nämlich Konrad schon in den ersten Tagen seiner einsamen Haft auf dem Schiffe die Zuneigung des Negers, des Kajütenjungen, so sehr gewonnen, daß dieser alle Stunden, die ihm seine wenigen Kajütengeschäfte zur freien Verfügung ließen, bei Konrad zubrachte. — Der Neger, früher in Lafore, Calcuta, Madras und Trawankore bei Kaufleuten dienend, mit welchen er häufige Reisen in Vorder- und Hinterindien, wie auch auf den großen Sunda-Inseln gemacht hatte, war mit der Sprache und den verschiedenen Dialecten der Indianer vertraut geworden. Diese Sprachkenntniß benützte der immer lernbegierige Konrad, um sich davon so viel einzuprägen, als die kurze Zeit seines unfreiwilligen Aufenthaltes in dem segelnden Kerker ihm gestattete, da er davon einstigen Nutzen hoffte, denn er wußte aus der Zeit seiner Studien, daß die Bewohner von Indien in eine außerordentlich große Menge Stämme zerfallen, wovon jeder seine eigene Sprache, eigentlich einen eigenen Dialect derselben redet —, daß aber diese verschiedenen Dialecte doch so viele Aehnlichkeit haben, um sich mehr oder minder leicht gegenseitig verständlich machen zu können.

Es war das freudigste Erstaunen, es war ein Gefühl der Wonne, mit welchem jetzt Korally, — so nannte sich der Wilde, — den weißen Mann betrachtete, als dieser ihm einige Worte sagte, die er recht wohl verstand, obgleich sie nicht im Dialecte der Sprache seines Stammes gesprochen waren. — Und als auch Konrad die feierliche Anrede, womit der Wilde ihn jetzt begrüßte, in seinen Wigwam einlud, zum Mitbesitzer alles dessen, was er sein nenne, auf die gutherzigste Weise erklärte und dringend aufforderte, die Pfeife des Friedens und der Verbrüderung mit ihm zu rauchen, durch die Versicherung freundschaftlicher Anneigung und häuslicher Genossenschaft auf eine dem Wilden so ziemlich verstehbare Weise erwiederte, da steigerte sich Korallys Freude zur wilden Lustigkeit, von welcher sich der gemüthvolle Konrad recht herzlich bewegt fühlte.

Korallys Wigwam war eine Wohnung, wie man sie in ihrem Baue nicht einfacher finden kann. Eine Anzahl junger, starker Baumstämme war in einem Kreise, so weit, daß der innere Raum dem einer gewöhnlichen Bauernstube gleich kam, in die Erde gerahmt und oben mit den Ranken von Lianen so künstlich verflochten, daß diese Wohnung, welche die Form eines Zuckerhutes hatte, aus einem Stücke verfertigt zu seyn schien. Von oben bis zum Boden war der Wigwam mit dicht zusammengefügten Baumrinden und diese mit breiten Baumblättern bedeckt, die auch nicht einen Tropfen Wasser durchließen. Am Eingange versah eine Büffelhaut die Stelle der Thüre. — Wenige Schritte vom Wigwam entfernt war eine Erdhütte,

ähnlich den Jurten (Hütten zur Hälfte im Boden) nördlicher Völker, besonders der Kamtschadalen. Das Dach hatte zwei, weit von einander abstehende, schornsteinförmige Oeffnungen, welche durch eine Klappe mittelst eines herabhängenden Lianenstrickes geöffnet und geschlossen werden konnten. Diese Hütte war der Behälter, worin das Wildpret, auch das Fleisch der Hausthiere geräuchert wurde; sie diente auch dem Wilden während kalter Witterung zur Schlafstätte.

Auf einer Seite dieser Jurte breitete sich eine grasreiche, eingefriedigte Fläche aus, worin einige Bisamkühe mit ihren Jungen in Gesellschaft eines ausgezeichnet großen Bisamstieres weideten; auf der andern stand eine Art Stall, darin waren zwei Büffel verwahret, die Dienste unserer Zugochsen versehend und vollkommen gezähmt; — da fanden sich auch mehrere zur Betreibung des Feldbaues dienende Geräthe, die zwar sehr einfach und mangelhaft construirt, doch so ziemlich ihren Zweck zu erfüllen vermochten.

In der Nähe des Wigwams lagen, graseten, spielten einige alte und junge Lama, geduldige, gelehrige Thiere von der Größe des Hirsches, mit kleinem, ungehörntem Kopfe, langem Halse, wie das Kameel, einem Höcker auf der Brust, theils grob und braun, theils fein, wollig, grauweiß beharrt. — Unter den Lama waren einige Schafe, die der naturkundige Konrad an den langen, tief herabhängenden Ohren, der feinen, dicht gekräuselten Wolle und dem gänzlichen Mangel an Schweif für fettschwielige Schafe erkannte, die, aus Arabien stammend, sich durch ganz Indien verbreitet haben.

Hatte der Wigwam von Außen auch ein ganz einfaches Aussehen, so fand Konrad doch in dessen Innern eine Einrichtung, die er in der Hütte eines Wilden nicht vermuthet hätte. — An den Wänden hingen einige schöne, jedoch nach ihrem Aussehen seit Jahren nicht mehr gebrauchte Büchsen und Flinten, mehrere Paare Pistolen, dazu Ledertaschen mit Schießbedarf, — Säbel von Marinesoldaten, Matrosenmesser, Tomahawks, Aexte und Beile, eine Säge, verschiedene Zimmermanns-Werkzeuge, pfeilgefüllte Köcher mit Bogen, nicht roh, sondern sauber, zweckmässig, ganz nach europäischer Weise gearbeitet, auch Calabase (Kalebasse, Flaschenkürbisse, ausgehöhlte, flaschenähnliche Kürbisse zum Mitnehmen von Getränken). Im Hintergrunde stand ein Block, auf diesem ein scheußliches Götzenbild, behangen mit eingeschrumpften Skalpen *). Ein Lager von Schilfblättern und Moos, mit einer Bärenhaut bedeckt, ein Brett, darauf verschiedenes Kochgeschirr von Kupfer, ein Korb, von Binsen geflochten, ein Paar große Fässer und einige kleine Kisten vollendeten die Einrichtung.

Mit Verwunderung betrachtete Konrad die Kupfergeschirre und sprach gegen Korally sein Befremden aus, in dem Wigwam eines Insulaners Geräthe anzutreffen, die man nur in Städten finde und deren Gebrauch hier wohl unbekannt seyn möchte, da, so viel er wisse, die außerhalb großer Städte wohnenden Indianer das Kochen ihrer einfachen Gerichte nicht so umsichtig und künstlich betreiben, um solcher Geräthe

*) Abgezogene Kopfhäute.

zu bedürfen. — Korally lächelte; ohne darauf etwas zu erwiedern, nahm er von dem Korbe die Decke ab; da lagen in wilder Unordnung Becher, Leuchter, Bestecke und noch Verschiedenes, alles von gediegenem Silber; er öffnete die Kisten, und Konrad jauchzte laut auf, denn er fand ein Paar ganz gut erhaltene, vollständige Matrosenanzüge, Stiefel, Schuhe, Hemden, Hals- und Sacktücher, Handwerkszeuge für Tischler, Schlosser, Schuhmacher; Nähnadeln, Zwirn, Wachskerzen, Feuerzeug, Schwefelstücke, Flintensteine, Schwamm; die große Kiste enthielt ein Fäßchen mit Schießpulver, mehrere mit Pulver gefüllte Hörner von Kupfer, wie sie auf den Schiffen die Scharfschützen führen, eine Anzahl von ledernen Anhängebeuteln, gefüllt mit Kugeln und Schrott, auch einen kleinen Sack, worin sich alle Instrumente befanden, die man zum Zerlegen und Reinigen einer Büchse, eines Flintenschloßes nöthig hat.

Aber seine Freude ging in ein wirkliches Entzücken über, als Korally die letzte und größte Kiste aufthat, und diese mit Büchern und Schreibpapier angefüllt war; auch mangelte es nicht an einem Vorrath von Dintenpulver, Schreibfedern, Siegellack und Federmessern.

Noch immer gab Korally auf Konrads dringende Fragen: wie er in den Besitz dieser für einen von der civilisirten Welt so fernen, nur auf sich selbst abgeschlossenen Inselbewohner gekommen sei, keine Antwort; als aber der Wilde später ein Paar Gerichte bereitete, wie man sie nicht besser von dem geschicktesten Schiffskoche fordern konnte und der immer mehr staunende Konrad nicht zu drängen und zu bitten aufhörte, doch

einmal seine brennende Neugierde zu stillen, da ward ihm genügende Erklärung:

Es hatte nämlich vor mehreren Jahren Korally den Entschluß gefaßt, in den Felsenhöhlen an der östlichen Meeresküste für einige Zeit seinen Aufenthalt zu nehmen und sich durch die Jagd einen Vorrath von Bärenschinken zu sammeln, da in jenen bewaldeten Anhöhen und Felsenbergen die Kastanienblättrige Eiche, deren süße Eicheln, auf Kohlen gebraten, ein Leckergericht aller Bewohner Indiens sind, in Unzahl wächst und die Bären zur Ansiedelung, wie auch sonst zum Aufenthalte während des Abfallens der reifen Früchte dahin lockt, desgleichen des Bären Leckerspeise die wilden Bienenschwärme in den Urwäldern mit ihren tausenden von hohlen Bäumen, dem liebsten Aufenthalte dieser nützlichen Thierlein, die Fische des anspüllenden Meeres, verschiedenes Gewürme, abgefallene Früchte, Waldbeeren, Knospen, Ameiseneier.

Da angekommen, überblickte Korally von der Kuppe eines Felsenberges herab die See; er gewahrte in weiter Ferne ein Wrack, *) dann näher umherschwimmende Leichen, auch Fässer und Kisten, die nach dem Ufer trieben, zugleich einen Menschen, der, von der Fluth an das Land geworfen, einige Lebenszeichen gab. Zu diesem eilte Korally; es war ein Matrose eines zu Grunde gegangenen Kauffahrteischiffes, der beinahe mit dem Tode rang, ganz abgezehrt von Hunger und Durst. Der mitleidige Wilde flößte ihm aus seiner Kalebasse Palmenwein ein, und als der Matrose sich etwas erholt

*) Zertrümmertes Schiff.

hatte, gab er ihm nach und nach getrocknetes Hirschwildpret und geröstete Maiskörner in geringen Portionen. — Nach Verlauf einer Stunde war der Erquickte schon im Stande, sich vom Boden aufzurichten, Korally in seine Felsenhöhle zu folgen und ihm beim Zerwirken und Zerlegen eines an diesem Morgen geschossenen Bären thätig an die Hand zu gehen.

Güston Labori, so nannte sich der Matrose des gescheiterten französischen Schiffes, hatte eine ausgezeichnete Gabe, sich durch Mienen und Zeichen mit deu Fingern verständlich zu machen. Er begleitete seinen Retter und Beschützer Korally in dessen Wigwam und war nun mehrere Jahre sein treuer Lebensgefährte. — Von ihm lernte der Insulaner den Gebrauch der europäischen Handwerkszeuge, die sie in den vom zu Grunde gegangenen Schiffe an das Ufer getriebenen Fässern und Kisten gefunden hatten, die Bereitung mehrerer Speisen, indem sich Korally bisher blos von Früchten, geräuchertem und getrocknetem Fleische, von an der Sonne gedörrten Fischen genährt hatte. — Der Matrose Labori verfertigte, wenn auch in roher, kunstloser, doch brauchbarer Art, Pflug, Egge, Rechen und lehrte ihn ackern, säen, erndten. Labori, der Sohn eines Jägers und ein gelernter Waidmann, war ein trefflicher Schütze, und durch seine Fertigkeit im Schießen, durch seine Geschicklichkeit, Netze zu stricken, dem Wilde Fallen zu stellen, auch junge Bisamthiere, Büffel, Lama und wilde Schafe einzufangen, zu zähmen, zum Feldbau und häuslichen Gebrauche zu benützen, hatte er Korally, den Sohn der Wälder, den ungebildeten Naturmenschen, so entwildert und der Gesittung

angenähert, daß dieser beinahe für einen Europäer gegolten hätte, würde ihn nicht seine Fetischanbetung, von welcher ihn Labori nicht abzubringen vermochte, ungeachtet aller Bemühung, den Götzendiener in einen Christen umzuwandeln, (denn der gelehrige Franzose hatte schon im ersten Jahre seines Zusammenlebens mit dem Wilden von dessen Sprache so viel erlernt, um sie zu verstehen und in ihr sich verständlich zu machen) — seine Zimmetbräune, dem angelaufenen Kupfer gleichende Hautfarbe und seine unüberwindliche Abneigung gegen das Tragen europäischer Kleidung als den Sprößling eines indianischen Stammes bezeichnet und dargestellt haben.

Ein Bisamstier, der schon zwei Jahre gezähmt und zum Feldbau vorzüglich brauchbar war, wurde eines Tages, bei Bestellung eines Maisfeldes, plötzlich so wild, so wüthend, daß er auf Labori losstürzte und ihn mit seinen Hörnern — schwere, nahe beisammenstehende, nach innen und unten gebogene, wieder aufwärts und ganz spitzig auslaufende Hörner — durchbohrte; Korally selbst, der seinem Freunde zu Hilfe eilte, wäre ein Opfer seiner freundschaftlichen Hilfeleistung geworden, hätte er nicht das Glück gehabt, das Dach der Hütte zu erreichen, und als der rasende, furchtbar kräftige Stier diese in seiner Wuth zertrümmerte, in die Aeste einer nahen Eiche sich zu retten.

Jahre waren dahingegangen, als Konrad den Wigwam des Insulaners betrat, aber noch immer träufelte eine Thräne des Schmerzens, der Wehmuth aus dem feurigen Auge des greisen Korally, wenn er von seinem unvergeßlichen Franzmanne sprach. In dem schlich-

ten Herzen dieses Natursohnes hatte sich die dankbare Erinnerung an den Lehrer, an den Freund eine unvergängliche Stätte geschaffen.

Der Winter währt auf der Insel Munkäpoy nur einige Wochen; in seiner höchsten Kälte erreicht er nicht einen unserer gelindesten Winter.

Eines Morgens — der Schnee lag beinahe einen Fuß tief auf der Ebene — verließen Korally und Konrad ihren Wigwam, jener, um bei den Fallen nachzusehen, die er den Raubthieren gestellt hatte, dieser, um der Schweißfährte (Blutspur) eines Musethiers nachzugehen, das er am vorhergegangenen Abend angeschossen hatte, aber wegen eingetretener Dunkelheit nicht mehr verfolgen konnte.

Die Fallen leise umschleichend, erblickte Korally einen von Hunger abgemagerten Wolf, der durch die unvermuthete Erscheinung eines Menschen gar nicht eingeschüchtert sich langsam aufthat (erhob) und blos ein Paar Schritte bis zum nächsten Gesträuch zurückging, wo er sich umwandt und jede Bewegung des Jägers mit scharfem, wildfunkelndem Blicke beobachtete.

Es wäre klug gewesen, wenn Korally mittelst einiger Töne seines Muschelhornes, die sehr weit vernehmbar sind, den ohnehin noch nicht sehr fernen Konrad herbeigerufen hätte, da er aus öfter gemachter, nicht immer gefahrloser Erfahrung wußte, daß der Wolf, wenn er vom Hunger gequält wird, eines der verwegensten, blutgierigsten Raubthiere ist; über dieß war dieser Wolf ein schwarzer, unter den Wolfsarten der stärkste und gefährlichste. Aber Korally, wenn auch schon im Greisenalter, war zu muthvoll, um zur Be-

kämpfung eines, auch noch so zu fürchtenden Raubthieres einen Gefährten an sich zu nehmen. Bedachtsam wählte er aus dem Köcher seinen stärksten Pfeil und schoß ihn ab.

Er fehlte, da der Wolf im Augenblicke, als Korally abdrückte, zur Seite sprang und sich dann, ehe der Schütze wieder einen Pfeil auf den Bogen legen konnte, mit der grimmigsten Wuth und so schnell auf den Wilden hin sprang, daß seine Vorderfüße auf dessen Füßen standen, ehe sich der Jäger zum Kampfe sammeln konnte. Durch einen unsichern Tritt stürzend, fiel er auf den Rücken und hielt den Wolf nur durch die Stöße seines Bogens ab, bald jedoch war der Bogen gebrochen und es würde jetzt dem verwegenen Schützen übel ergangen seyn, hätte die Bestie nicht in wilder Wuth den Bogen statt der Kehle des Gestürzten gepackt. — Diesen hielt der Wolf mit knirschenden Zähnen; dennoch schien das Gefecht zu Korallys Nachtheil enden zu wollen, da er, im Gesträuch verwickelt, nur eine seiner Hände gebrauchen konnte.

Er rief nach Hilfe, ungeachtet er überzeugt war, daß Konrad bereits schon zu weit entfernt sei, um seine Stimme zu hören. — Schon hatte der Wolf, von Wuth schäumend, Korallys immer starrer und schwächer werdende Hand erfaßt, die er zermalmt hätte, würde sie nicht Korally schnell mit der Tappa umwickelt haben, um sie wo möglich in den Rachen des Thieres tief hinunter in den Schlund zu stoßen und es so zu ersticken; schon war der furchtbare Augenblick da, daß der Wolf, von der Hand ablassend, mit dem furchtbaren Gebisse den Hals des Wehrlosen erfassen

würde, da fiel aus dem nahen Gebüsche ein Schuß und mit zerschmettertem Schädel brach der Wolf zusammen.

Konrad hatte nicht ferne von diesem Platze, wo er das Musethier angeschossen, dieses verendet (todt) gefunden; ohne Zögern eilte er zurück, um es mittelst eines der Ackerbüffel auf einer Schleife, die Labori verfertigt hatte, um selbe bei verschiedenen Gelegenheiten statt eines Wagens zu gebrauchen, nach dem Wigwam zu bringen. Er hörte Korallys Hilfegeschrei; schnell die Büchse von der Schulter reißend, eilte er der Stimme zu; Gott hatte sein Ohr dem Rufe erschlossen, seine Schritte beflügelt, des Schützen Auge und Hand geleitet; einige Augenblicke später und Korally hätte unter dem gewaltigen Gebisse des blutgierigen Raubthieres sein Leben ausgehaucht.

Konrad fühlte sich namenlos glücklich, ein Menschenleben gerettet zu haben, einen Menschen, den er so lieb hatte. — Dieser Augenblick war der schönste, der wichtigste seines Lebens. Ein Dankgebet voll der Inbrunst, des innigsten Wonnegefühls war die Feier dieser gottgesandten Stunde.

Viertes Kapitel.

Die Rache.

Es gebrach dem Insulaner Korally nicht an Feuergewehren; eine Büchse, dem Ansehen nach früher viel gebraucht, einige andere, dazu Flinten, Pistolen, größ-

tentheils noch ganz neu, die sich in den an's Ufer geschwemmten Fässern und Kisten des gescheiterten Schiffes vorgefunden hatten, bedeckten die Wände des Wigwams. Aber nie gebrauchte Korally ein Feuergewehr; der Bogen mit dem scharfspitzigen, dichtbefiederten Pfeile war die Waffe, womit er das reißende Raubthier, den Hirsch, den Loon erlegte; aber seine Jagdbeute würde reicher, sein Angriff auf den Bären, den Wolf sicherer und gefahrloser gewesen seyn, hätte er statt des Bogens die Büchse geführt. Großes Wild, besonders Raubthiere, die mit wenigen Ausnahmen ein zähes Katzenleben haben, konnte er mit dem Pfeile nur dann sogleich niederstrecken, wenn er sie da verwundete, wo — wie man sich ausdrückt — das Leben seinen Sitz hat, und wenn die Entfernung des Thieres von dem Schützen nicht so bedeutend war, daß der Pfeil noch die Kraft hatte, sogleich zu tödten, oder tödtlich zu verwunden, während die Kugel, aus dreimal weiterer Ferne dem Rohre entsendet, durch das Zerschmettern eines Knochens, durch das Zerreißen der Eingeweide, durch verursachten Schweißfall (Blutverlust) das getroffene Wild, wenn auch nicht auf dem Anschuß (Platz, wo es verwundet worden), doch nicht ferne davon dem Jäger als sichere Beute überliefert hätte.

Darüber, daß Korally sich nie der Feuerwaffe bediente, hatte gegen ihn Konrad schon öfters sein Befremden ausgesprochen, niemals aber es dahin gebracht, daß Korally über die Ursache seines Nichtgebrauches der Büchse, über seine auffallende Scheue, ein Feuergewehr nur zu berühren, ihm die geringste Erklärung gegeben hätte. Aber am Abende dieses Tages, an welchem Konrads

Schuß seines Freundes Leben gerettet, drang er mit Ungestüm auf ihn ein, sich auf der Jagd gegen Raubthiere nie mehr des Pfeiles zu bedienen, sondern die ungleich verlässigere, wirkungsvollere Büchse zu führen.

Lange hatte Korally den dringenden, von waidmännischer Gründlichkeit unterstützten Vorstellungen des wohlmeinenden Konrad wie scheigend im tiefen Sinnen zugehört; jetzt, als Konrad von ihm Wort und Handschlag forderte, seinem wohlgemeinten Begehren zu willfahren, da hob er das gesenkte Haupt, faßte Konrads Hand und sprach nach einem langen, tiefen Athemzuge: „Nie, nie, — und könnte ich mit einem einzigen Drucke dieses Fingers, der hunderte von Kugeln dem Rohre entsendet hat, auch hundertmal mein Leben retten, — wird meine Hand eine Büchse berühren, denn mit der Büchse habe ich einen Mann ermordet, der mein Schützer, mein Retter gewesen; durch die Büchse ward ich ein Mörder und durch sie ist die Ruhe meines Lebens für immer vergiftet.“ — Du sollst meine Jammergeschichte hören:

Hoch oben an den felsigen Bergen, fast dicht am Pinien bewachsenen Ufer des Arkansas, von dieser Hütte eilf Sonnengänge (eilf Tagreisen) entfernt, lebte mein Vater mit uns, seinen drei Söhnen, in einem geräumigen, wohl eingerichteten Wigwam. Wir bauten unsern Mais, trugen unsere Tappa von selbst gezogener Baumwolle, hatten die Rauchkammer immer voll Fische, voll Wildpret und lebten ein friedliches Leben, aber still und einsam, denn das nächste Dorf eines uns befreundeten Stammes lag mehr als zwei Sonnengänge von uns, unfern der Kontiguain-Mündung.

„Aber nur zehn Büchsenschüsse von unserm Wigwam hatte ein aus seiner Heimath vertriebener Yankee*) sein Blockhaus, dazu ein kleines Feld, das er mitten im Wald, oft von streifenden Indianern bedroht, ruhig und furchtlos bebaute, denn er war ein wilder, kühner Mann, ein sicherer Schütze und hatte immer ein Dutzend geladene Büchsen im Hause. Seine beiden Knaben, der eine eilf, der andere dreizehn Jahre alt — ungleich muthiger und körperlich-kräftiger, als man von ihrem Alter hätte erwarten können, so wackere Jäger, so sichere Schützen, wie ihr Vater, — lebten oft wochenlang in den Wäldern, um zu jagen, an den Strömen, um zu fischen, fast immer begleitet von ihrer Mutter, die, groß und kraftvoll wie ein Mann, den Bären in seiner Höhle eben so verwegen angriff, als sie die Fährte (Fußtritte) des Hirsches unermüdbar verfolgte. — Waren Mann und Weib, mit ihnen die beiden Knaben, auf der Jagd oder dem Fischfange, so besorgte die Mutter des Yankee das kleine Hauswesen und pflegte ihre Enkelin, das zweijährige Mädchen." —

„Wir lebten mit Stevens — so hieß der Mann — zwar nicht in offener, werkthätiger Feindschaft, aber auch nicht auf gutnachbarlichem Fuße, weil er und seine Knaben öfters ganz nahe an unserm Wigwam jagten und fischten, dadurch uns Schaden brachten.

Eines Morgens gewahrte mein Vater, mit seinem Hunde einem Panther nachziehend, den er am Abende

*) Ehemaliger Spottname der Nordamerikaner, jetzt überhaupt Nordamerikaner.

vorher angeschossen hatte, eine ganz frische Bärenspur. Pluto, ein Hund von riesiger Größe, verständig, wie wenige seines Gleichen, furchtbar den wildesten unter den reißenden Thieren, folgte langsam und die Nase auf dem Boden der Spur. Nach einiger Zeit sah mein Vater den Bären eifrig beschäftigt mit den Vordertatzen das Laub unter einer Kastanieneiche wegscharren, um die darunter verborgenen, süßen, den Kastanien ganz ähnlichen Eicheln zu erlangen. Das leishörige Thier hatte jedoch das Geknister eines starken, dürren Zweiges, auf den der Jäger unvorsichtig getreten war, wohl vernommen, stellte sich auf die Hinterbranten (Hinterfüße) und schaute aufmerksam umher, mit der rechten Vordertatze am Stamme der Eiche sich festhaltend."

„Obgleich mein Vater noch nicht recht in sicherer Schußnähe war, so wußte er doch, daß die geringste, vom Bären ersehene Bewegung des Jägers diesen sogleich flüchtig machen (verscheuen) würde; — er hob leise und langsam die Büchse, zielte fest, und der Bär stürzte, doch nicht tödtlich, sondern zu tief getroffen; ehe noch der Hund ihn erreichen konnte, raffte er sich wieder auf und verschwand bald hinter den steilen Bergen, verfolgt von Pluto."

„Auf der Stelle des Anschusses fand mein Vater eine große Lache Schweiß (Blut) von einer Farbe, aus welcher er erkannte, daß der Bär gut angeschossen sei und nicht weit mehr fliehen könne. Doch ihn schnell zu verfolgen, erlaubte der felsige, scharfzackige Weg nicht." —

„Wie groß aber war des Vaters Erstaunen, wie

heftig sein Zorn, als er seine auf einem freien Platze verendet daliegende Beute sehend, bei selber den Yankee Stevens erblickte, der ruhig beschäftigt war, den Bär zu zerlegen und das beste Wildpret davon in die abgestreifte Haut zu wickeln; unser Pluto lag todt zu den Füßen des Weißen. — In wenigen Sätzen war mein Vater an der Seite des Yankee und brachte, vor Wuth fast sprachlos, mit Mühe die Worte hervor: Wer tödtete meinen Hund?"

„Bin ich ein Lamm, daß mich die Zähne eines Hundes ungestraft zerfleischen sollten?" — fragte mürrisch das Bleichgesicht. *)

„Der weiße Mann sollte eine Weibertappa anziehen und mit den Weibern gehen, wenn sie das Wild heimtragen, das ein Anderer erlegt hat; der weiße Mann ist ein stinkender Aasgeier, der auf das stürzende Wild lauert, und dem Jäger seine rechtmäßige Beute stiehlt!" — knirschte mein Vater — genannt der graue Geier — und faßte krampfhaft seinen Tomahawk.

„Wer hat dir, du verschlagener Dieb, den Weg gezeigt in diese Jagdgründe, die näher liegen an meinem Hause, als an deiner armseligen Hütte; hätte mich dein Hund nicht auf meinem eigenen Jagdboden angefallen, würde der Kolben meiner Büchse ihm nicht den Schädel zerschmettert haben." — Nach diesen Worten stieß der weiße Mann den erschlagenen Pluto mit einem verächtlichen Fußtritt auf die Seite.

„Da hielt sich aber auch der graue Geier (so hieß

*) Name der Europäer, von den Wilden ihnen beigelegt.

mein Vater) nicht länger, und ehe Stevens im Stande war, einen Arm zu bewegen oder sich dem mit der Schnelle des Blitzes gemachten Angriff zu entziehen, fühlte er sich schon im Griffe des markigen Mannes und flog, von der Erde empor gerissen, hinweg über den Körper des Bären, daß er auf den dahinter liegenden spitzigen Steinen zusammenbrach."

„Schneller zuckt nicht der flammende Blitz aus den dunkeln Wolken, als Stevens sich aufgerafft hatte, sein schweres, breites Jagdmesser aus dem Gürtel riß und nach der Brust meines Vaters schleuderte. Die scharfe Waffe, in der Wuth ohne Sicherheit geworfen, streifte ihn am linken Arme, aber der Tomahawk, — eine gewichtigere Waffe, eine furchtbare in den Fängen (Klauen) des grauen Geiers blinkte mit der Schnelle des Blitzes über dem Scheitel des Weißen und der tödtlich Getroffene blutete aus zwei tiefen Wunden im Haupte und im Halse."

„Trotz der Wunden gelang es seiner Gewandtheit in Führung des Messers, dieses dem Gegner zwei Mal in den Leib zu stossen. Der graue Geier, dem Bleichgesicht überlegen an Stärke, faßte Stevens in die Arme, riß ihn vom Boden auf und den Ueberwältigten mit dem linken Arme schnell umschlingend, ihn fest an sich drückend, zerschmetterte er ihm mit dem wuchtvollen Tomahawk die Hirnschale und warf den im Todeskampfe Röchelnden auf die Leiche des Hundes."

„Aber auch über meinen Vater, den Sieger, kam eine Ermattung, eine Schwäche, die ihm bald nicht mehr gestattete, sich aufrecht zu erhalten. Das Blut quoll ihm von der Seite herab, und am Fuße einer

Fichte hinsinkend, lag er da, fast bewußtlos beide Hände auf den Wunden gepreßt, aus denen der dunkle, heiße Lebensstrom langsam zwischen seinen Fingern durchrann."

„Mit Anbruch dieses unglücklichen Morgens hatte der Vater, um Fährten und Spuren aufzufinden, den Wigwam verlassen, zuvor aber mir und meinen beiden Brüdern den Ort bezeichnet, wo wir später ihn treffen werden. — Angekommen an Ort und Stelle, zündeten wir ein Feuer an und bald stacken lange Hölzer, an denen breite, dünne Scheiben von Hirschwildpret befestigt waren, um die Flamme herum, den Hungrigen ein leckeres Mal darbietend."

„Sieh, wie die Aasgeier jenem Thale zustreichen, sprach Marn-o-ou, mein ältester Bruder; ich will hingehen und sehen, ob vielleicht ein Panther einen Hirsch überlistet oder ob unsers Vaters Büchse den Geiern einen Fraß bereitet hat." — Er nahm sein Gewehr und verschwand bald in dem nächsten Dickicht."

„Ich und Typ-oung, mein anderer Bruder, hatten bereits unsere Mahlzeit vollendet, als ein dreimal gellend-geschrienes „Wah!" uns vom Lager emporriß. Die neben uns liegenden Büchsen ergreifend, sprangen wir aus dem Grase empor, lautlos dem auffordernden Rufe mit beflügelter Eile folgend. Um eine Felsecke biegend, bot sich unsern Blicken der schauderhafteste Anblick dar! dort die Leiche des weißen Mannes, hier unser, den Todeskampf nur noch schwach kämpfende Vater. Mit gebrochener Stimme, oft die Worte nur hervorhauchend, in langen Zwischenräumen erzählte er

uns, wie Stevens sein Mörder geworden. — Nach wenigen Augenblicken hatte er zu seyn aufgehört."

„Wie die Sitte unsers Stammes heischt — begannen wir langsam und feierlich den Todtentanz um den Getödteten; wir priesen in tieftönigen Gesängen des grauen Geiers Muth in den Kriegen, seine List, seine Ausdauer auf der Jagd — wir schwuren blutige Rache den Zurückgelassenen des Mörders. — Mit unsern Tomahawks gruben wir ein Grab, legten in selbes die Leiche des Vaters, seine Büchse, seine Kugeltasche, warfen Erde darüber und bedeckten es mit schweren Holzblöcken, die wir durch Lianen mit einander verbanden, damit die Raubthiere nicht im Stande seien, die Leiche auszuscharren. — Dann entflohen wir dieser grauenvollen Stätte, nur ein Gefühl aus unsern Augen blitzend, nur ein Ziel in den wild pochenden Herzen, das der furchtbarsten Blutrache."

„Düstere Wolkenmaßen lagen im Westen aufgethürmt und ragten höher und höher; die Sonne begann zu sinken und bald lagerte sich die tiefdunkle Nacht auf Wälder und Fluren. Aber noch waren wir, nur Rache und Vernichtung denkend, zu weit von unserm heiß ersehnten Ziele, um Hoffnung zu haben, es in dieser Nacht zu erreichen, denn die zu dichte Finsterniß machte jedes fernere Vorschreiten in dem mit dornigen Schlingpflanzen und Geflechten wilder Weinreben durchwachsenen Walde zur Unmöglichkeit; ein Feuer unter einer Weißeiche wurde angezündet."

„Schweigend, jeder mit seinem eigenen wilddüstern Gedanken beschäftigt, nicht Hunger, nicht Durst fühlend, lagerten wir an der prasselnden Flamme; da

drang der deutliche, klare Ton eines Horns durch die lautlose, gewitterschwangere Luft zu uns her. Es waren die Horntöne, die weit in den Wald hinein schallenden, womit die Söhne des Stevens, wenn er nach Eintritt tief dunkler Nacht noch im Forste weilte, ihm die Richtung bezeichneten, welche er zu nehmen habe, um zu den Seinigen zu gelangen. Wir Brüder kannten diese Töne, die Absicht des klangreichen Zeichens; wir griffen nach den Büchsen, dem Laute zu folgen, der den Gatten und Vater nach dem häuslichen Herde zurückrufen sollte."

„Wie die dunkeln Geister des Verderbens, wie Schatten schlüpften wir in das einsame Haus des weißen Mannes. Die Frau, die beiden Söhne sanken dahin unter den Streichen unserer Tomahawks; Marn-o-ou ergriff die Alte uud wickelte so eben die Haare der vor Schrecken erstarrten Greisin um seine blutige Faust, sie zu scalpiren,*) da erblickte diese meinen Bruder Typ-oung, wie er das sanft schlummernde Kind aus seinem Bettlein riß. Den Händen ihres Feindes mit der Kraft der Verzweiflung sich entwindend, stürzte sich das alte Weib auf den überraschten Typoung, entriß ihm das Kind, warf sich auf die Kniee und flehte um Erbarmen. Der hungerige Panther, wenn das ereilte Hirschkalb unter seinen Fängen klagt, übt dasselbe Mitleiden, welches mein von Rachsucht und Blutgierde entflammter Bruder zeigte. Mit der Linken das Kind packend und die alte Frau mit der Rechten zu Boden stoßend, schwang er das hilflose Ge-

---

*) Abhäuten, besonders den Kopf.

schöpf ein Paar Male in der Luft umher und schmetterte dann den blonden Lockenkopf gegen die rauhen Balken des Hauses, daß Blut und Gehirn ihn bespritzte."

„Da richtete sich die greise Frau hoch auf und blickte so geisterhaft, daß selbst wir, die Furchtlosen, entsetzt zurücktraten; und sie sprach, die dürre Hand gegen uns ausstreckend, mit hohltönender Stimme in der Sprache unsers Stammes: „Möge der große Geist euch zeichnen; mögen die wilden Thiere eure Leiber zerreißen und eure Knochen umherschleppen; mögen die Aasgeier sich an eurem Fleische sättigen und die Wölfe ihr Nachtmahl an euren Gliedern halten! Dieser mein Fluch laste auf euch Mörder für und für!"

„Ich sank, vor Entsetzen erfaßt, an die Wand; die Tomahawks meiner Brüder waren geschwungen, aber die Furcht lähmte ihre Arme; in der Greisin, in welcher der schauderhafte Tod von Allen, an denen ihr Herz noch hing, den Verstand geraubt hatte, sahen sie keine Sterbliche mehr, sondern ein überirdisches Wesen, eine dem großen Geiste Verwandte. — Von dem Fieberfroste des jähen Schreckens, der lähmenden Feigheit mit eherner Faust erfaßt, stürzten wir aus der blutgetränkten Hütte."

„Es mochte ein Sonnenalter (Jahr) vorüber gegangen seyn, als wir drei Brüder eines Morgens an der Südseite unserer Waldung den Hügel entlang dahin wanderten, um Hirsche zu jagen. Unsere beiden Hunde, noch nicht an der Leine, jagten aus einer Dickung einen Panther von ungewöhnlicher Größe auf. Doch ehe ihm einer von uns die Kugel auf den Pelz

brennen konnte, war die flüchtige Bestie außer der Schußweite, aber verfolgt von unsern starken, muthigen Hunden. Gleichen Schritt mit der Jagd zu halten, war nun wohl nicht möglich, doch behielten wir die Richtung bei, Hirsche, Truthühner, alles kleine Wild nicht beachtend und horchten nur dem Laute der Rüden (große, starke, höchst bissige Hunde auf Raubthiere), die wir dann und wann, bald entfernter, bald näher, wie sich gerade die Jagd wandte, vernehmen konnten. Endlich gegen Abend, als die Sonne nur noch die obersten Wipfel der Bäume vergoldete, die Staare schon ihren Ruheplätzen zuflogen und hie und da ein schwerfälliger Truthahn in die Zweige einer Fichte sich einschwang, hatten die Hunde den Panther gestellt und gaben Standlaut (bellen auf einer und derselben Stelle) — am Fuße des Baumes, der ihnen ihren Feind verbarg."

„Fast ganz erschöpft von der ungeheuern Anstrengung des ununterbrochenen Verfolgens des Panthers, kamen meine Brüder vor mir an, da ich aus Ermattung auf einem Baumblock ausruhen mußte. — Ich sah meinen Bruder Typ-oung die Büchse anlegen aber bald wieder von der Wange abnehmen, sogleich aber Marn-o-ou Feuer geben; ohne Zweifel bemerkte er, daß der Panther schon Miene mache, vom Baume herunterzuspringen, wo dann eine Verlängerung der Jagd, vielleicht gar der Verlust des so müheselig verfolgten Thiers zu befürchten gewesen wäre."

„Der Panther, schwer getroffen, stürzte aus den beiden Aesten, worin er sich gedrückt hatte, blieb aber mit den Vordertatzen an einem der Aeste hängen und

machte mehrere vergebliche Versuche, sich wieder hinaufzuschwingen; da durchbohrte ihn Typ-oungs Kugel; tödtlich angeschossen stürzte er herab, und wurde sogleich von den Hunden angefallen, die unter dem Geheule der Wuth und Kampfgierde ihn schon lange erwartet hatten. Aber des Panthers zähes Katzenleben war nicht so schnell entflohen, als sie sein Sturz vielleicht glauben machte. Kaum von den Hunden angefallen, erfaßte er den Einen und zerriß ihn im wahren Sinne des Wortes; vermochte aber nicht, den andern abzuschütteln, der sich in ihm verbissen hatte und die Krallen, die ihm das Fleisch durchfetzten, nicht achtete. Meine Brüder sprangen, um ihren noch einzigen, ihren besten Hund zu retten, mit hochgehobenen Messern hinzu, dem Panther den Todesstoß zu geben."

„Dieser, die Feinde so nahe gewahrend, befreite sich mit einer furchtbaren Kraftanstrengung von dem Hunde, der zu erschöpft war, um wieder anzufassen, und warf sich auf die beiden Jäger, die, seinen Anlauf in fester Stellung erwartend, ihm die Messer vorhielten. Wohl waren die Klingen in das Fleisch des Panthers eingedrungen, sie waren jedoch zu kurz, um von schnell tödtender Wirkung zu seyn. — Mit einem einzigen Hiebe der gewaltigen Tatze schlug der Panther den Leib Marn-o-ous auf, daß die zerrissenen Gedärme herausplatzten, warf sich dann auf Typ-oung, und packte mit dem entsetzlichen Rachen seine Kehle. Es war der Todeskampf des Panthers; er und mein Bruder starben ringend; das Leben ausröchelnd, wälzten sie sich in ihrem Blute."

„War ich auch schon im nämlichen Augenblicke,

als der Panther, den Ast loslassend, zur Erde stürzte, von meinem Ruhesitze aufgesprungen, den Brüdern zu Hilfe zu eilen, so hatte die beiden doch schon ihr schauderhaftes Geschick erreicht, ehe ich zu ihrem Beistande gelangte; ich kam gerade noch zur rechten Zeit, den einen Bruder todt zu finden, den andern nach wenigen Augenblicken verscheiden zu sehen."

„Da traf der Gedanke an den Fluch der wahnsinnigen Greisin mein Herz mit erkaltendem Schlage. Ich sank bewußtlos zur Erde."

„Umschlungen von einem Manne, der mir Feuerwasser (Branntwein) in den offenen Mund goß, — erwachte ich aus meiner Ohnmacht. Drei andere Männer, — ich erkannte sie als Yankees, — standen vor mir, weiße Männer, mit Büchsen und Hunden hieher gekommen, um jenseits der Berge zu jagen. — Ich erzählte ihnen den Kampf und Tod meiner Brüder. Sie halfen mir, die beiden Leichen dicht neben einander zu legen und so viel Holz, als sie schleppen konnten, auf den Leichen aufzuhäufen, um die Raubthiere abzuhalten, und luden mich ein, in ihrem Wigwam auszuruhen, mit Speise und Trank mich zu stärken, dann mit ihnen zu jagen und so nach und nach meines Schmerzens Meister zu werden. Ich folgte den guten Weißen."

„Es war ein Haus von rohen Baumstämmen, geräumig, wohl eingerichtet, welches wir nach einem langwierigen, mühevollen Gange beim Einbruche der Nacht erreichten. Zwei junge Weiber saßen am Kamine, worin ein lustiges Feuer brannte, und spannen. Der Eintritt der Männer unterbrach ihre Arbeit; sie

empfingen uns freundlich und eilten geschäftig, ein Mahl zu bereiten."

„In der Ecke saß eine alte Frau, zusammengekauert, mit den glanzlosen Augen zu Boden starrend, den Kopf hin und her wankend, die gefalteten Hände zitternd; sie schien den Eintritt der Angekommenen nicht zu bemerken."

„Ich trat jetzt zum Feuer, der Alten gerade gegenüber; mit einem unheimlichen Gefühle sie betrachtend. — Langsam erhob sie das wankende, silberbehaarte Haupt; unsere Blicke begegneten sich. — Wie von einer Klapperschlange verwundet, sprang ich einen Schritt zurück; ich vermochte kein Glied zu bewegen, kaum zu athmen; es war Stevens Mutter, die ihre Basiliskenblicke in meine Augen bohrte, ohne daß ich sie von ihr abwenden konnte. Die Wahnsinnige richtete sich langsam empor, immer höher und höher; sie stand da vor mir in ihrer vollen Größe, fest, wie aus Erz gegossen. Einen Moment schien Erstaunen und Entsetzen in ihrem Antlitze vorzuherrschen, doch plötzlich nahmen ihre Züge den Ausdruck des finstern Zürnens, der gräßlichen Wuth an; die blauen, welken Lippen, die abgemagerten, vorgestreckten Hände zitterten fieberhaft, die fast erloschenen Augen funkelten mit dem Glanze wildlodernder Flammen."

„Ihre Lippen öffneten sich und sie rief aus mit dumpfer Grabesstimme: Ja, ich erkenne dich — du bist einer der Mörder. Gott, — Gott selbst hat dich in die Hände der Rächer geliefert, — du bist ihnen verfallen, — du bezahlst nun die Blutschuld mit deinem Blute! — Bewußtlos sank sie in die Arme der

beiden Frauen, die schon bei ihren ersten Worten herzugeeilt waren."

„Ha, das ist einer der Mörder meines Bruders und deiner Schwägerin, Henry, — schrie der ältere Yankee und riß das Messer aus der Scheide des Gürtels. — Rothhäutiger Hund, deine Stunde hat geschlagen! — In heftigster Wuth stürzte er gegen mich, der ich aber, seiner wenig achtend, die Blicke noch immer, wie durch Zauberei gebannt, auf die bewußtlose Greisin geheftet hielt."

„Henry warf sich dem Wüthenden in die Arme: Halt, James, — der rothe Mann ist mein Gast. Hat er unsere Verwandten ermordet, — wie wohl nicht mehr zu zweifeln ist, — so verfolge ihn, sobald er dieses Haus verlassen hat, und räche dich, aber berühre ihn nicht in meinem Hause, das er betreten hat, weil ich ihn eingeladen. — Er wandte sich zu mir, legte seine Hand auf meinen Scheitel und sagte: Du sollst jetzt essen, dann ausruhen bis zum kommenden Morgen. Deine Hand ist befleckt durch ein Verbrechen, geröthet von dem Blute meiner theuersten Verwandten; diese alte Frau ward wahnsinnig durch dich, und ich glaube, dein überraschendes Erscheinen, dein schauderhafter Anblick hat sie jetzt getödtet. — Du, Sohn des Waldes, kennst und erfüllst das Gesetz der Blutrache, — doch die Pflicht der Gastfreundschaft ist edler und heiliger; du bist sicher, so lange du unter meinem Dache weilst."

„Ich ließ mich, ohne ein Wort zu erwiedern, ohne Unruhe, am Feuer nieder, und legte selbst meine Büchse, meinen Tomahawk, mein Scalpirmesser ab, um desto besser ausruhen zu können. Ein flüchtiger Blick auf

die weißen Männer zeigte mir den Grimm, der in ihrer Seele gegen mich tobte; ich wandte mich ab, verschlang gierig das Essen, das mir die jüngere Frau schweigend, mit Blicken des Hasses und Ingrims vorsetzte, wickelte mich in meine Tappa und schloß die Augen."

„Es war Mitternacht und Alle lagen im tiefsten Schlafe. Leise raffte ich meine Waffen auf und schlich aus dem Hause, so unhörbar, wie die Brillenschlange durch das junge Gras sich windet. — Im Fluge hatte ich den nahen Wald erreicht; da tödtete ich mit einem einzigen Schlage des Tomahawks meinen Hund; ich that es mit heißem Schmerze, unter einem Strome von Thränen, aber ich mußte es thun, denn die Hunde der Yankees hätten sogleich die Spur des meinigen gewittert und rastlos verfolgt; ich wäre verloren gewesen im Kampfe gegen die Yankees, die mich zu Pferde bald eingeholt und die Blutrache an mir vollbracht hätten."

„Ich floh in wilden Sätzen, wie der aufgescheuchte Hirsch, unermüdbar, wie der gehetzte Jaguar; ich floh, gepeitscht von der Schlangengeißel der Erinnerung an die Wahnsinnige, an ihren gräßlichen Fluch; ich floh vor dem sichern Tode, der mir durch die Kugel, durch das Messer der beiden Yankees außerhalb ihres Hauses geworden wäre, hätte ich bis zum Erwachen der Weißen in ihrer Nähe verweilt."

„Erschöpft, athemlos sank ich am Stamme eines Baumes zu Boden; ich lechzte nach einem Trunke Wasser, aber ich vermochte nicht, mich zu einer Quelle hinzuschleppen, die ich in mäßiger Ferne über das Ge-

steine des Abhanges plätschen hörte. — Meine Sinne schwanden."

„Die Sonne begann sich niederzutauchen, als ich meines Bewußtseyns wieder mächtig war. — Ich hörte den nahe hallenden Laut einer Meute (Trupp zusammengehöriger Hunde), ein Schuß fiel; ein Hirsch, stark schweißend, keuchte mit Anstrengung seiner letzten Kräfte an mir vorüber; ich sprang auf und barg mich im Gesträuche niederkauernd; die Meute stürmte heran, heulend vor Gierde nach der sichern Beute; bald folgte ihr in rascher Eile ein Mann, ein weißer Mann; ich erkannte ihn, ein Fieberfrost der Wuth durchzitterte mein ganzes Wesen; der Mann war James, der Yankee, mein Todfeind, der mich morden wollte im gastlichen Hause seines Bruders; glühende Rachsucht riß mich empor; meine Büchse krachte, der Yankee stürzte."

„Ich eilte hin zum Röchelnden, um mich an seinem Anblicke zu weiden; ich trat an seine Seite; da entsank die Büchse meiner zitternden Hand, mit dem gräßlich gellenden Schrei des Entsetzens starrte ich zurück; mein vor Rachedurst geblendetes Auge hatte mich getäuscht; nicht James war es, in dessen strömenden Blutwellen der Born des Lebens versiegte; es war Henry, mein Retter, dessen brechender Blick mich, seinen Mörder, vor dem großen Geiste anklagte."

„Und wieder floh ich, fortgerissen von des schlimmen Geistes flammensprühender Faust; ich floh bei Nacht, ruhte schlaflos bei Tag in Felsenschluchten, in finstern Dickichten, lebte von den Beeren des Waldes, von dem Wasser der Quelle."

„So war ein mit übermenschlicher Anstrengung

durchflohener Raum von eilf Sonnengängen zwischen mich und die Mordstätte getreten; ich fand diesen Wigwam, in ihm einen Sterbenden; ich begrub den Todten und ward sein Erbe."

„Seit ich diese Hütte betreten, habe ich nie wieder eine Büchse berührt; der Knall eines Schußes, für mich der zerschmetternde Donner des großen Geistes, stürzt mich zur Erde nieder; der letzte Schuß meiner Büchse hat mein Leben vergiftet für immer."

Mit verhüllten Augen wankte der Unglückliche aus der Hütte.

„Das sind die schauderhaften Früchte gesättigter Rachsucht, — sprach Konrad, dem Dahinwankenden mit Wehmuth nachblickend, — ein immer strafendes Gewissen, ein für immer zerstörter Friede des Innern. Die Rachsucht, diese niedrige, thierische Begierde, dem Nächsten wehe zu thun, dieses wahnsinnige Verlangen, die Gluth unsers Zorns, unsers Hasses in dem Blute des Mitmenschen zu kühlen, ist die Mutter so vieler, so schwerer Sünden."

„O mein Vater im Himmel, — der Fromme faltete die Hände und blickte voll Andacht nach Oben, — lehre und stärke mich, an meinem Nächsten die Rache zu üben, wie dein göttlicher Sohn sie geübt hat. — Ihm versagte die feindliche Welt die Freuden des Daseyns, und er gab ihr die Freuden des ewigen Lebens; ihm versagte sie, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und er gab ihr die Wonne stiller Ruhe und des Friedens; ihm schlug sie Todeswunden, und er heilte großmuthsvoll die ihrigen; ihm rief sie ihren Fluch zum Kreuze hinauf, und er segnete sie vom Kreuze herab."

„Herr, ich gelobe dir: immer sei meine Rache, daß ich in der Brust meiner Feinde selbst die Sehnsucht nach Versöhnung errege.“

Fünftes Kapitel.

Konrad zieht fort.

Konrads Zusammenleben mit Koralty war ein ununterbrochener, freundlich sich bewegender Cyclus des Säens und Erntens, der Jagd und des Fischfangs, der Besorgung des kleinen Hauswesens im gemeinschaftlichen Betriebe. — Mit Gebet begann, mit Gebet beschloß er den Tag. Trauliche Gespräche mit dem greisen Freunde, wie auch das Lesen der guten Bücher verschiedenen anziehenden Inhaltes, welche er in den beiden Kisten gefunden, verschafften ihm an den Tagen, wo ungünstige Witterung Feldbau, Jagd und Fischfang nicht gestatteten, die angenehmste Unterhaltung.

Es gab zwar viele der Stunden, in welchen sein Gemüth von heißem Verlangen nach der Rückkehr in das Vaterland, nach dem Wiedersehen seiner Lieben heftig bewegt wurde; aber der Gedanke: Gott hat es so gewollt, — seine kindliche Ergebung in den göttlichen Willen gaben dem frommen Herzen schnell wieder Ruhe und Zufriedenheit. — Sein Leben in dieser Einsamkeit war ein glückliches, denn es war nicht gestört vom Geräusche der Welt, nicht getrübt von Sorge und Zwist, nicht beunruhigt durch unreine Begierde; es war das von Gott gesegnete Leben der schönsten Tugenden.

So hatte Konrad dreizehn Jahre hingebracht, da starb Korally, erliegend dem hohen Alter, beweint von dem Fremdling, wie der geliebte Vater vom gefühlvollsten Sohne.

Täglich betete Konrad am Grabe seines unvergeßlichen Freundes.

Sieben Jahre seit dem Tode seines väterlichen Freundes Corally hatte Konrad das Leben eines Eremiten geführt; aber in den letzten Monaten dieser Zeit war das Verlangen nach geselligem Umgange in seinem Innersten immer reger geworden; er vermochte nicht länger, dieses Sehnen nach Menschen zu bekämpfen, zu besiegen; er faßte den Entschluß, die Wohnungen der von Korally so anziehend ihm geschilderten Munkäpoer aufzusuchen und unter ihnen zu leben, bis er Gelegenheit fände, zurückzukehren nach Europa, in die liebe Heimath. Der Entschluß war gefaßt, und Konrad schritt mit feurigem Eifer zu dessen Ausführung.

Er bedurfte nicht langer Zeit, nicht anstrengender und weitläufiger Vorkehrungen zu den Anstalten, welche das Fortziehen aus seiner Klause, die Uebersiedlung in eine fremde Wohnstätte erforderten. — Das erste, was er that, war eine Erfüllung seiner Pflichten gegen die Thiere, gegen seine Hausthiere. Sie hatten ihm Milch und Fleisch zu seiner Nahrung gegeben, für ihn Lasten getragen, ihm durch ihre Kraft und ihren guten Willen in den Stand gesetzt, seinen Acker zu bestellen, ihm durch ihren Fleiß, ihre Anhänglichkeit so manche frohe Stunde bereitet. Er war den treuen Gefährten seiner Einsamkeit, seinen Ernährern zur Dankbarkeit verpflichtet; diese konnte er aber nur dadurch bethätigen,

daß er ihnen die Freiheit gab, daß er sie in den Stand setzte, wieder zurückzukehren in ihre Heimath, in Wald und Hain, in die stillen Thäler, in die unabsehbaren Triften. — Er öffnete die Thüren der Ställe, die Gatter der Feldumzäunung; mit freundlichen Worten, mit thränennassen Augen nahm er Abschied von den Genossen seines Fleißes und den Gefährten seines Stilllebens.

Nur der lammfromme Toppy, ein junger Bisamstier, den er so an sich gewöhnt hatte, daß er ihm überall hin auf dem Fuße folgte, ihn auf der Jagd begleitete, Lebensmittel für mehrere Tage, Decken zum Nachtlager im Walde, das erlegte Wild nach Hause trug, dieser treue Hausgefährte und Begleiter erhielt nicht seine Freiheit zur Rückkehr in die heimathlichen Fluren; Konrad bestimmte ihn zu seinen Lastträger, zu seinen Reisebegleiter.

Der auswandernde Robinson traf nun folgende Anstalten für Haus und Reise.

Im zweiten Jahre seines Zusammenlebens mit Korally hatte er dicht am Wigwam einen tiefen, geräumigen Keller gegraben, die Wände statt einer Mauer, wozu es ihm am Materiale gebrach, mit dicht sich reihenden rohen Stämmen bekleidet, den Keller mit einem Pultdach (einem nur nach einer Seite abhängigen, an eine Rückenwand sich lehnenden Dache) bedeckt, das aus Zuckerrohrstäben und einer Ueberdeckung von Blättern und Schilfstengeln bestand, und mittelst einer ebenfalls aus Baumstämmen aufgeführten, schmalen Stiege mit dem Wigwam so in Verbindung gebracht, daß man von dessen Innern aus in den Keller hinabsteigen

konnte. Er wurde zur Aufbewahrung des frischen Fleisches, der Milch, der Gemüse, des Schmalzes und der Butter (welch beides er zu bereiten verstand) benützt. — In diesen Keller schaffte nun Konrad allen Inhalt der Kisten und Fässer, mit Ausnahme dessen, was er zu seiner Uebersiedlung in das Dorf Munkäpoy und seinem dortigen Aufenthalte nöthig hatte. — Die beiden aus Binsen geflochtenen Körbe, in welchen Toppy immer seine Lasten getragen hatte und die ihm jetzt aufgelegt wurden, bepackte er mit einem ganz neuen Anzuge, mit zwei Paar Stiefeln und Schuhen, Hemden, Sacktüchern und Socken, mit Pulver und Blei, auch mit kleinem Handwerkszeuge verschiedener Gattung und Arten. Einen Pack mit größerem, dazu mit zwei Flinten, zwei Paar Pistolen und einem Säbel befestigte er an den beiden Körben quer über Toppys Rücken. — Er selbst hatte sich in einen ganz neuen Matrosenanzug gekleidet, und den Waffen, welche er bei seiner Aussetzung an's Land getragen, noch einen Tomahawk beigefügt.

Das liebste und wichtigste von Allem, was er mit sich nahm, war ein künstlich geschnitztes Kruzifix, das er in einer der Kisten gefunden, hierauf sogleich an einer Wand des Wigwams befestigt und vor selbem an jedem Morgen und Abend mit der innigsten Andacht zum Vater oben geredet hatte.

Lange betete er am Grabe seines unvergeßlichen Freundes Korally, dann schied er mit Thränen der Wehmuth von der Hütte, worin er so viele Jahre harmlos und zufrieden gelebt hatte; er zog hin in die dunkeln Windungen einer seinem irdischen Auge ver-

hüllten Zukunft, aber er wanderte dahin voll Muth und heitern Sinnes, denn unter dem Schutze eines guten Gewissens schlug in seiner tugendhaften Brust ein frommes Herz und felsenfestes Gottvertrauen war sein treuer Gefährte.

Es war zur frühen Abendstunde des fünften Tages nach Konrads Abreise von seiner Einsiedelei, als er mehrere Zeichen fand, die ihm die Nähe von Menschen ankündigten. — Dort und da im weichen Sande, im thonigen Boden gewahrte er deutliche Abdrücke nackter Menschenfüße; am Rande eines lieblichen Wäldchens fand er eine Brodfruchtschotte, die vollkommen grün war und deren äußere zarte Haut eben abgeschält zu seyn schien. Sie war von Saft noch ganz schlüpfrig und augenscheinlich eben erst bei Seite geworfen worden.

Die Zeichen wurden nun häufiger. Eine kleine Strecke davon lag ein Bündelchen derselben Frucht mit Bast zusammengebunden. Sollte es von einem einzelnen Eingebornen dahin geworfen seyn, der, bei Konrads Anblick erschrocken, entflohen ist, um die Nachricht von dem Erscheinen eines Fremdlings, eines Weißen, seinen Stammgenossen zu verkündigen?

Langsam schritt Konrad vorwärts, aber ruhigen Gemüthes, denn der Richtung nach, die er genommen, wie ihn sein Freund Korally angewiesen, konnte der indianische Stamm, auf welchen er zuerst stosse, nur der so friedliche, in der Civilisation den andern Insulanern schon weit vorangeschrittenen Munkäpoyer seyn; überdieß berechtigte ihn seine Kenntniß ihrer Sprache zu den besten Hoffnungen, da er aus den Reisebeschrei-

bungen der erfahrensten und verlässigsten Männer wußte, daß die Wilden, seien sie die rohesten Afrikaner oder die blutgierigsten Rothhäute, seien sie selbst entmenschte Menschenfresser, jeden, auch noch so verabscheuten Fremdling, mit Wohlwollen aufnehmen, mit Freundlichkeit behandeln und für immer unter sich gedulden, wenn er nur die Sprache ihres Stammes oder wenigstens eine ihnen verstehbare spricht. Die Gebräuche der Wilden kennend, brach Konrad vom nächsten Palmbaume einen vielblätterigen Zweig; er stopfte seine Pfeife und brannte sie an, um dem Insulaner, der ihm zuerst begegne, die Friedenspfeife darbieten zu können.

Er bog um den Vorsprung einer niedrig bebuschten Anhöhe, und — kaum fünfzig Schritte von ihm entfernt, waren zwei Insulaner beschäftigt, abgefallene Kokosnüsse in einen Korb zu sammeln; dicht neben ihnen lag ein Hund. Er verwindete den Fremdling, hob rasch den Kopf und schlug an. Die Insulaner blickten auf; sie ersahen den Fremdling; den Händen der Erstaunten ob dieser überraschenden Erscheinung entfielen die gesammelten Früchte; regungslos starrten sie Konrad an, der, ohne einen Augenblick anzuhalten, langsamen Ganges auf sie hinschritt, den Palmzweig in der hoch gehaltenen Hand. — Noch ein Paar Augenblicke, und sie flohen dahin wie aufgescheuchte Rehe, mit der Schnelle des Pfeiles, der von der Sehne fliegt, ihren Wigwams zu, die in mäßiger Entfernung jenseits einzelner hochragender Bäume zerstreut lagen, der Anzahl nach ein bedeutendes Dorf bildend. — Nach wenigen Augenblicken widerhallte das ganze Dorf von wildem Geheul, und an seinem Eingange sammelten sich be-

flügelten Laufes die Eingebornen, zusammengeströmt in eine dichte Masse.

Von diesen löste sich jetzt ein Haufen ab, bewaffnet der eine Theil mit Flinten, der andere mit Lanzen und Pfeilbögen, im Gürtel den Tomahawk, auf dem Rücken den Köcher. Mit freundlichem Lächeln, aber furchtlos und in würdevoller Haltung schritt ihnen Konrad entgegen, in der Rechten den Palmzweig, in der Linken die dampfende Pfeife; er begrüßte sie in ihrer Sprache und bat um gastliche Aufnahme und freundschaftliche Behandlung.

Hatte die Friedenspalme, die Friedenspfeife schon Wirkung genug gehabt, die Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen, so waren diese sogleich beruhigt und mit Freude und Zutrauen erfüllt, als sie den Fremdling, welcher bis an die Zähne bewaffnet, mit den feurig blickenden Augen, mit dem wildbärtigen Gesichte eben nicht wie ein Bote des Friedens und der Sanftmuth aussah, ihre Sprache reden hörten. — Die zwei Aeltesten des Haufens, der auf ihren Wink stehen blieb, traten dicht zu Konrad; der eine nahm die Pfeife, that einige Züge, und gab sie dem Fremdling, der nicht ermangelte, seinem neuen Freunde gewaltige Wolken in's Gesicht zu dampfen; der andere empfing mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung den Palmenzweig, brach ihn in zwei Theile, gab den einen an Konrad zurück und steckte den andern in seinen Gürtel. Von diesem Augenblicke an war Konrad ein lieber Gast, ein willkommener Genosse der gutmüthigen Munkäpoyer. — Vom Gedränge umgeben, wurde er unter freudigem Zurufe nach dem Dorfe geführt, wohin schon Mehrere voran-

geeilt waren, um den zurückgebliebenen, auf dem freien Platze vor den Wigwams ihrer Aeltesten versammelten Einwohner die Kunde zu bringen, daß der Fremdling mit Moocan die Friedenspfeife geraucht, mit ihm Puppy die Friedenspalme getheilt habe und daß er ihre Sprache geläufig und deutlich spreche.

Von seiner Umgebung wurde Konrad in einen unbewohnten, reinlich erhaltenen Wigwam geführt, dessen ganze Einrichtung ein von Maisstroh und zartem Schilfe hoch und locker aufgeschüttetes Ruhelager war; zutraulich, ohne Scheue folgte ihm sein kluger Toppy. — Schon nach wenigen Augenblicken trugen Einige recht hübsche von Bast geflochtene Matten herein, die sie auf dem Boden ausbreiteten; Weiber brachten in Cocosschallen fette Milch, auf breiten Blättern eine Art Zwieback, auf einer Scheibe von Holz, die muldenartig ausgehölt war, gebratene Fleischschnitte, in einem Flaschenkürbis lieblich duftenden Palmenwein. Auch für Toppy, den geschäftige Hände von seiner Last befreit hatten, ward reichlich gesorgt. Der nach Speise und Trank verlangende Konrad hielt ein köstliches Mahl.

So Viele der Raum dieses Wigwams zu fassen vermochte, Greise, Männer und Jünglinge, — Weiber und Kinder guckten neugierig durch die viereckigen Lücken der Bambusstäbe, von denen die Wände dieser Hütte gebildet waren, — hatten sich in Konrads Nähe gedrängt, jedoch in einiger Entfernung ihn ehrerbietig umstehend; die sonderbare Bekleidung der Aeltesten des Volkes, die der weniger verhüllten Krieger und Jäger mit den verschiedenen, sonderbar aussehenden Tätto-

wirungen*) in den Gesichtern, auf den nackten, sehnigen Armen und Füßen, der wahre Sturm von Unterhaltung dieser Naturmenschen, deren einziges Gespräch nur der weiße Fremdling war, das Andrängen der Versammelten an Moocan und Puppy, die zuerst mit ihm gesprochen, mit unzähligen Fragen, die gewandten, dabei malerischen Bewegungen dieser Insulaner während ihrer lebhaften Unterhaltung, — es war ein so verschiedenartiges, so anregendes Bild, daß Konrad seine Blicke davon nicht abzuziehen vermochte. — Aber das Geräusch wurde immer tobender und zuletzt so betäubend, daß Konrad heftige Kopfschmerzen zu fühlen begann. Kaum aber hatte er gegen Moocan und Puppy, die zu seiner Seite sich niedergekauert hatten und ihn mit Fragen so bestürmten, daß er kaum im Stande war, selbe zur Hälfte zu beantworten, — den Wunsch geäußert, nun ungestörte Ruhe zu genießen, als diese von ihren Sitzen aufschnellten, in die angehäufte Gesellschaft hinein einen gellenden Ruf thaten, und Konrad sich wenige Augenblicke darauf mit seinem in einer Ecke gelagerten und behaglich wiederkauenden Toppy allein befand.

Konrads reges Verlangen nach Menschen, nach den Genüßen eines geselligen Verbandes war befriedigt; er hatte, wie Koraly ihm verheißen und er auch bis-

---

*) Eine den indianischen Stämmen eigene Sitte, man nacht mittels spitziger Instrumente Einschnitte, bestehend in Linien und Figuren, in die Haut auf Brust, Arme und Gesicht, reibt sie mit Farbe ein und läßt sie trocknen; sie erhalten sich lebenslänglich und gewähren einen eigenthümlichen Anblick.

her, wenigstens dem Anscheine nach, als richtig befunden, ein friedliches, freundliches, gastfreies Völklein gefunden und er dankte dafür dem allgütigen Vater im andachtsvollsten Gebete.

Sechstes Kapitel.

Große Feierlichkeit.

Bald nach Tagesanbruch traten sechs Munkäpoyer, Häuptlinge des Stammes, greise Männer von edlem, ehrwürdigen Aussehen, in Konrads Wigwam, kauerten sich an seinem Lager im Kreise nieder und betrachteten ihn mit ernster, finsterer Aufmerksamkeit. — Der Aelteste von ihnen, dem äußern Prunke nach der höchste an Rang, hatte sich Konrad gegenüber niedergelassen und sah ihn starr an; ohne ein Wort zu sprechen, wandte er von ihm sein Gesicht keinen Augenblick ab, sein scharfer Blick verrieth nicht das Geringste, was im Gemüthe des Wilden sich gestaltete, während er das Innerste des Fremdlings zu durchschauen schien.

Konrad ward dieses starre Anblicken, dieses fast feindliche Schweigen von Augenblick zu Augenblick unerträglicher und unheimlicher. Er wiederholte die freundlichen Worte, mit denen er die Wilden bei ihrem Eintritte begrüßt hatte und bat sie, ihm mitzutheilen, was sie von ihm wollen. Da fragte ihn der oberste Häuptling mit einem durchbohrenden Blicke: „Ob er an die Küste dieser Insel in einem der großen Schiffe, worin die Weißen das Meer befahren zum Verderben der

friedlichen Inselbewohner, gekommen, ob er als der Vorläufer, der Kundschafter ihrer Todfeinde hier erscheine und ob die kriegerische Mannschaft des Schiffes schon im Anzuge sei.

Zur Beruhigung dieser Männer, und um jedes Mißtrauen zu beseitigen, vermochte Konrad nichts Besseres zu thun, als mit strenger Wahrheit zu erzählen, welche Schicksale er erlebt hatte von seiner Einschiffung in Toulon an bis zum Betreten dieser Insel, von seinem eilfjährigen Aufenthalte in dem Wigwam des greisen Korally und von seinem Fortwandern, um wieder unter Menschen zu kommen und aus der Einsamkeit seines Robinsonlebens in den Kreis geselliger Freuden zu treten.

Konrad hatte seine Erzählung mit solch würdevoller Ruhe, mit so deutlichem Gepräge von Offenherzigkeit und Wahrheit vorgetragen, daß die finstern, mißtrauischen Blicke der Häuptlinge von Augenblick zu Augenblick klarer, freundlicher, vertrauender wurden. Als er seine Erzählung geendigt hatte, erhoben sich die Häuptlinge, noch immer im tiefen Schweigen verharrend, breiteten über sein Haupt ihre Hände aus und verließen langsamen, feierlichen Ganges die Hütte; wenige Augenblicke darauf traten zwei Männer, bewaffnet, als wären sie bereit, gegen den Feind auszuziehen, in die Hütte, stellten sich an den Ausgang derselben und bedeuteten Konrad durch Zeichen, auf seinem Lager zu verharren.

Nach geraumer Zeit ertönte dicht außerhalb der Hütte ein ohrenzerfleischender, toller Lärm von unharmonischen, gellenden Instrumenten. Sogleich traten

die beiden Krieger an Konrads Seite und führten ihn, seine Arme ergreifend, in das Freie.

Hier ward ihm ein überraschender Anblick. — Die Einwohner des Dorfes hatten nahe an der Hütte einen dichtgeschlossenen Kreis gebildet, der nur eine Oeffnung ließ, um in die Mitte desselben treten zu können. In dieser standen die Häuptlinge, vor ihnen der Oberpriester der Gemeinde mit seinen untergebenen Dienern. Der Fetisch*) selbst, ein kolossales, aus einem Blocke geschnitztes Götzenbild mit einem scheußlichen Fratzengesichte ruhte auf einem kleinen, niedrigen Gerüste.

Konrad wurde in den Kreis und dicht vor das Götzenbild geführt. Der Oberpriester befahl ihm, seine Verehrung dem großen Fetisch durch einen Fußfall zu bezeigen. Ohne seine Huldigung der Götzendienerei, zu welcher Konrad, der Christ, sich unter keinen Bedingungen, selbst nicht unter körperlichen Martern erniedrigt hätte, abzuwarten, drücken ihn seine beiden Begleiter mit kräftiger Faust auf die Kniee nieder.

„Hast du, weißer Mann, den Häuptlingen dieses Stammes die Wahrheit verkündigt, — rief ihm der Oberpriester mit weit schallender Stimme zu, — so schwöre, die Wahrheit gesagt zu haben, bei diesem unserm geheiligten Fetisch, bei der Gnade und dem Zorne, bei der Liebe und der Rache des großen Fetisch. Schwöre, — schwöre!“

„Ich schwöre bei Gott und meinem Seelenheile, — ich schwöre, entgegnete Konrad, die Wahrheit gesagt zu

---

*) Fetisch ist ein hölzerner oder steinerner Gegenstand, welchen die Wilden göttlich verehren.

haben, bei meinem allmächtigen Gott, so wahr er mir helfen möge in dieser und jeder Stunde meines Lebens."

Auf einen Wink des Oberpriesters trat einer der Fetischdiener an Konrads Seite, bekränzte seine Schläfe mit einem schön geflochtenen Kranze von weißen Rosen, und besprengte sein Haupt mit wohlriechendem Wasser, während er dreimal um den Knieenden herumging und Gebete murmelte.

Nachdem dieses geschehen war, streckte der Oberpriester die weit ausgebreiteten Arme empor, erhob die Augen zu den Himmelsräumen und rief:

„Weißer Mann, Fremdling aus fernen Landen, schwöre in der Wahrheit den Schwur des Heils, in der Lüge den Schwur des Verderbens. — Die Worte, welche ich hier spreche, laß dreimal über deine Lippen gehen, mit der tönenden Stimme des Krieges, wenn er seine Brüder zur Schlacht ruft. So spreche dreimal:

„**Shai-hate wa-nay el-mas.**" (Ich schwöre, wahr zu seyn.)

Kaum war die letzte Sylbe des dreimal gesprochenen Schwures verklungen, da erscholl auf einen Wink des Oberpriesters die ohrenzerreißende Musik mit ihrem gellenden Gelärme. Zu dieser Höllenmusik wurde wüthend getanzt und die Luft erbebte unter dem Gejauchze der Versammelten. Die Häuptlinge, die Aeltesten des Volkes, die Priester drängten sich mit kreischenden Ausrufungen der Freude an Konrad, um ihn zu umarmen, zu liebkosen; zwei der berühmtesten Krieger des Stammes trugen ihn auf ihren Schultern unter das Volk, das ihn jauchzend begrüßte, mit Blumen bestreute, mit wohlriechendem Wasser besprengte.

Den Schluß dieser Feierlichkeit, deren Ursprung und Zweck Konrad nicht enträthseln konnte, machte ein festliches Mahl, gehalten im Wigwam des Oberhäuptlings, wozu jedoch nur die Häuptlinge, der Oberpriester mit seinen Fetischdienern und die vier ältesten Greise der Gemeinde geladen waren.

Nach vollendetem Mahle erfuhr Konrad die Veranlassung dieser Feierlichkeit.

Im Laufe der jüngst verflossenen Jahre waren an der von dem Dorfe Munkäpoy mehr denn 200 (englische) Meilen entlegenen Küste in kurzen Zwischenräumen vier stattliche Schiffe vor Anker gegangen, hatten den größten Theil ihrer Soldaten und Matrosen an's Land gesetzt und diese die Insel durchzogen, um zu jagen, Früchte zu sammeln und in den Dörfern, die ihnen zunächst aufstießen, Vieh zu rauben. — Es geschah jederzeit, daß die fremden Soldaten und Matrosen (welcher Nation sie angehörten, wußte der Erzähler nicht anzugeben, da er alle Fremdlinge unter dem Worte: „weißer Mann" begriff) das Dorf nächtlicher Weile überfielen, Vieh und Früchte raubten, Weiber und Mädchen mit sich fortschleppten, in die Wohnungen Feuer warfen, und viele von den Munkäpoyern, die den Räubern und Mordbrennern ihren Raub abkämpfen wollten, theils tödteten, theils gefangen nahmen, die Gefangenen auf das Schiff schleppten und in der Folge an Sklavenhändler verkauften.

Im Frühlinge, — vier Jahre vor Konrads Ankunft in Munkäpoy, — waren zwei Mädchen aus Munkäpoy bis an das so ferne Meer gegangen, um zur Befriedigung ihrer Eitelkeit Korallen zu fischen,

seltene Muscheln und Strandsteine zu suchen, mit ihnen am nächsten Feste sich glänzend herauszuputzen. Von einer bebuschten Felsenkuppe herab, die eine freie Aussicht auf die See bot, erblickten sie ein wenig bemanntes Fahrzeug, welches nach der Küste steuerte. Mit der den Wilden angebornen Flüchtigkeit eilten die beiden Mädchen ihrem Dorfe zu, die schreckhafte Kunde bringend von der Nähe todtgefährlicher Feinde.

Die Kriegsmannschaft der Munkäpoyer hatte aus ihren frühern Verlusten und Niederlagen die Ueberzeugung gewonnen, daß sie einzeln oder in zerstreuten kleinen Abtheilungen, im ordnungslosen Angriffe, besonders mit ihrer schlechten Bewaffnung gegen eine disciplinirte, dazu mit Schießgewehr und Säbeln ausgerüstete Mannschaft nichts vermögen. Es wurden sogleich alle Kampffähigen mittelst des Lärmhornes (eine ungeheure Seemuschel) zusammengerufen und Kriegsrath gehalten, zu dessen Oberhaupt Chyn-took-may, ein noch junger, aber ausgezeichnet tapferer und scharfsinniger Krieger einstimmig erwählt wurde.

Nachdem der junge Krieger vor den Kampfgefährten einige Male auf- und niedergegangen war und einen Plan ausgedacht hatte, sprach er zu den Seinigen: „Die Hälfte zieht sich so eilig, aber auch so unbemerkt als möglich durch die Wälder und über das Gebirge hin an die See, bemächtigt sich dort des Fahrzeuges, haut Löcher in den Kiel und versenkt es in den Grund der Gewässer; dann aber verbirgt sie sich in den nächsten Gebüschen am Strande und überfällt die zum Fahrzeuge zurückkehrenden Feinde. Die andere Hälfte bleibt hier verborgen hinter dem ersten Wigwam vom

Meere her, jeder seine Tappa gefüllt mit ausgesuchten Wurfsteinen. — Rücken die Feinde an, so werden sie mit einem Steinregen empfangen und dieser rasch und sicher fortgesetzt, bis sie nahe an dem Wigwam sind. Dann wird mit dem Kriegsgeschrei aus dem Hinterhalte hervorgebrochen, der Feind mit Pfeilen beschossen, und der dicht vereinte Haufen stürmt gleich nach diesem Pfeilhagel mit den Steinen und Keulen auf ihn los. So werden die Feinde vernichtet."

Es geschah, wie der kluge Chyn-took-may die Disposition gemacht hatte. Die Schaluppe, nur von einem Matrosen besetzt, der überdieß, statt das ihm anvertraute Fahrzeug zu bewachen, sich tiefem Schlafe überlassen hatte, wurde schnell genommen und mit seinem unglücklichen Wächter in das Meer versenkt; die übrige Mannschaft, aus dem Hochbootsmann, zwei Matrosen und sieben Soldaten bestehend, wurden bei ihrem Angriffe auf das Dorf in die Flucht geschlagen, an den Strand zurückgejagt und da von den im Hinterhalte lauernden Munkäpoyern getödtet, mit Ausnahme des Hochbootsmanns Thomas von Brüggen, eines Holländers, der, schon früher mehrere Jahre der Gefangene eines Indianerstammes, und in der Sprache der Wilden so weit bewandert, um sich doch einiger Massen verständlich machen zu können, dem Anführer Chyn-took-may versprach, ihn den Gebrauch des Feuergewehrs und, im Falle die nöthigen Materialien dazu auf der Insel sich fänden, die Bereitung des Pulvers zu lehren, wenn ihm das Leben geschenkt und eine freundliche Behandlung zugesichert werde. — Beides wurde ihm gewährt und Thomas von Brüggen hielt

Wort, — starb aber schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes unter den Munkäpoyern.

Als nun Konrad plötzlich unter den Munkäpoyern erschien, bereiteten ihm die dargereichten Friedenszeichen, der Palmzweig, die dampfende Pfeife, noch mehr die Kenntniß ihrer Sprache eine gastfreundliche, sein Leben, seine Freiheit sichernde Aufnahme; aber schon in der ersten Stunde, als Konrad sich zur Ruhe begeben hatte, versammelte der Oberhäuptling dieser Gemeinde die Aeltesten derselben um sich und eröffnete diesen: „Er befürchte, der weiße Mann sei der Abgesandte eines entweder an ihrer Küste schon gelandeten oder nächstens da vor Anker gehenden Schiffes, um ihre kriegerische Macht auszuspähen, sie durch Freundlichkeit zu gewinnen und gegen alle Besorgnisse, daß ihnen von Fremdlingen Gefahr drohe, sicher zu machen, damit sie dann von den raubgierigen Weißen ohne Gefahr für selbe könnten überfallen und vernichtet werden. Deßwegen sei es Pflicht für die Sicherheit der Gemeinde, den Fremdling über die Veranlassung und den Zweck seines Hieherkommens sorgfältig auszuforschen, und über seine Angaben, seien diese vollkommen beruhigend, den Schwur der Wahrheit ihm abzufordern.

Als Konrad diesen Schwur geleistet hatte, waren auch alle Gemüther auf's vollkommenste beruhigt und vom innigsten Vertrauen gegen den Fremdling beseelt, denn jeder Munkäpoyer würde eher dem martervollsten Tode sich hingegeben, als vor dem großen Fetisch einen falschen Schwur abgelegt haben. Diese schlichten Kinder der Natur, die Jeden, war er ihres Stammes oder der Bewohner eines ihnen ganz unbekannten Landes,

nach sich selbst beurtheilten, hatten nach Konrads geleistetem Schwure die unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Aussage und der weiße Mann war ihnen von diesem Augenblicke an ein verbrüderter Lebensgenosse.

Das festliche Mahl, welches zu Ehren des weißen Mannes gegeben wurde, begann mit einem Gerichte, wodurch Konrad in Verlegenheit gesetzt wurde, denn es glich unserm bekannten Buchbinderkleister, und da bei den Munkäpoyern Löffel wie auch Gabeln nicht im Gebrauche waren, so wußte er nicht, auf welche Art er davon genießen sollte, da er sich scheute, mit der Hand in die Speise zu langen.

Kongo, der Oberhäuptling, an dessen Seite Konrad auf einer künstlich geflochtenen Rohrmatte saß, bemerkte die Verlegenheit des Fremdlings und machte sich sogleich an das Gericht, um ihm über die Art des Genießens desselben eine stillschweigende Belehrung zu geben. Er tauchte den Zeigefinger in den Kleister, drehte die Hand einige Male hin und her, zog den Finger, an welchem eine dichte Maße klebte, rasch aus dem Gefäße, und brachte ihn eben so schnell in den Mund, wobei er durch eine eigenthümliche Schwingung der Hand das Herabtröpfeln des Angeklebten verhinderte. Konrad, der diese Bewegungen sogleich nachahmte, fand die Speise, welche eine gelbliche Farbe hatte und aus der Frucht des Brodfruchtbaumes bereitet war, über Erwartung schmackhaft.

Dem Poyee, — so hieß das Gericht, — folgte gebratenes Hammelfleisch, ein gewaltiger Fisch in einer dicken Brühe, eine geräucherte Bärenkeule, und ver=

schiedene Früchte, die Konrad größtentheils nicht kannte. Der milchartige Inhalt mehrerer Cocosnüsse machte den Beschluß dieses Mahles, welches selbst ein verwöhntes Leckermaul nicht unbefriedigt gelassen hätte. — Hierauf zog jeder der Gäste seine kunstlos verfertigte Pfeife aus dem Gürtel, stopfte sie aus einer ebenfalls am Gürtel hängenden Blase, lehnte sich gemächlich an die Wand der Hütte zurück und überließ sich im tiefen Schweigen mit halbgeschlossenen Augen dem wonnevollen Genuße des Tabakrauchens, welches aber einen so entsetzlichen Gestank verbreitete, daß Konrad in diesem verpesteten Raume kaum auszuhalten vermochte und sich nur dadurch zu helfen vermochte, daß er von seinem eignen, aber guten Tabak auf's stärkste qualmte.

Nachdem jeder der Tischgenossen seine Pfeife geraucht hatte, gab Kongo dem bewaffneten Munkäpoyer, der, gleichsam als Ehrenwache, während des Mahles an der verschlossenen Thüre sich gelagert hatte, einen Wink, diese zu öffnen, um dem außerhalb des Wigwams immer zahlreicher gewordenen Volke den Eintritt in selben und die Beschauung des Fremdlings zu gestatten.

Schnell war die Hütte angefüllt von männlichen Dorfbewohnern, — den Weibern und Mädchen war der Eintritt nicht erlaubt, die den „weißen Mann" mit gespannter Neugierde, mit größter Aufmerksamkeit betrachteten. Sie beobachteten jede seiner geringsten Bewegungen, belauschten jedes seiner Worte, das er zum Oberhäuptling, zu den Priestern sprach, und fanden in den gewöhnlichsten Dingen unendlichen Stoff zu Bemerkungen über den Fremdling. — Ihre Ueberra-

schung stieg auf's höchste, als Konrad, nicht länger im Stande, die entsetzliche Hitze zu ertragen, welche in der von Menschen vollgepfropften Hütte herrschte, seine Matrosenjacke auszog, das Halstuch abnahm und die Hemdermeln bis über die Ellenbogen aufschürzte. Sie bewunderten die weiße Farbe des Halses, der Brust, der Arme, die gegen das von der Sonne tief gebräunte Gesicht, gegen die noch mehr braunen Hände so grell abstach, und konnten sich die Verschiedenheit solcher Färbung gar nicht erklären. Schüchtern, mit gleichsam um Nachsicht bittenden Blicken befühlten sie seine Haut, so prüfend-zart, wie ein Seidenhändler die feinsten Gewebe anfaßt; einige gingen gar so weit, Konrads Arme zu beriechen.

Da erscholl von Außen her plötzlich der Ruf: „Pogoas, der starke, der siegreiche Pogoas!" — Wie auf ein Kommandowort erhoben sich mit rascher Bewegung Kongo, die Häuptlinge, der Oberpriester, die Fetischdiener, die Aeltesten der Gemeinde, das Volk starrte zurück in ehrerbietiger Scheue, eine Gasse bildend vor der Thüre bis zu Konrads Sitz.

Herein trat Pogoas, der hochgefeierte Krieger, die Zierde und der Stolz der Munkäpoyer. Für den Europäer war sein kriegerisches Aussehen, die Pracht seiner Bekleidung, die Schönheit seiner Waffen, sein ganzes Costüm von überraschender Wirkung. Lange, wunderschöne Schweiffedern des Paradiesvogels, mit bunten Papageifedern reich untermischt, erhoben sich auf Pogoas Kopf zu einem stattlichen Halbkreis und waren am untern Ende in einen Halbmond von glänzendem Flitterwerk vereint, der seine Stirne umschloß.

Um den Nacken waren mehrere Halsbänder von den Hauzähnen des wilden Ebers geschlungen, die wie Elfenbein polirt und so gereiht sind, daß die längsten und stärksten auf seiner breiten, hochgewölbten Brust ruhten. Durch die weiten Löcher in seinen Ohren waren kleine Pottfischzähne gesteckt, deren hohle Seiten, in welchen frisch gepflückte Rosenknöpfe stacken, nach vorn standen; auf dem nach rückwärts stehenden Ende dieser Zähne waren kleine Bilder und Schnörkel sehr künstlich eingegraben. Dunkelfarbiger Tappa mit malerischem Faltenwurf umgürtete die Lenden des riesigen Kriegers, Spangen von glänzendpolirtem Erz umschlangen die Arme und die Füße oberhalb der Knöchel, und eine mit grellen Farben bemalte Büffelhaut, von den breiten Schultern bis an die strammen Waden reichend, vollendete dieses höchst eigenthümliche Costüm. In der Rechten trug er einen ausgezeichnet künstlich geschnitzten Wurfspieß von hellem Buchsbaumholz, an dessen obern Ende statt der Spitze von langen, schlanken, schiefauslaufenden Kieselsteinen, wie bei den übrigen Munkäpoyern, die mit rothgefärbtem Bast umflochtene Spitze eines Bajonets; das untere Ende war wie eine kleine Ruderschaufel geformt und mit verschiedenartig eingelegten Figuren von polirten Knochen- und Glasstückchen geziert. An einer Schnur von feinem Bast hing schräg von seinem Gürtel herab eine reichgeschmückte Pfeife; ihr Stiel, aus einem zarten Rohr gemacht, war mit rother Farbe überzogen und an selbem, wie an dem Pfeifenkopf selbst, der ein künstlich geschnitztes Götzenbild war, flatterten schmale Streifen des feinsten Tappa.

Das für unsern Konrad Merkwürdigste in der majestätischen Erscheinung des Kriegshelden war die sorgfältige und ungemein künstliche Tättowirung jedes seiner schönen und kräftiger Glieder. Linien, Bögen, Figuren waren auf seinem ganzen Körper gezeichnet; ihre unendliche Verschiedenheit, ihre regelmässige Zeichnung konnte nur mit den dichten Gruppirungen von Bildern und Zierathen verglichen werden, die man auf kostbaren Spitzen sieht. Die einfachste, dabei merkwürdigste Verzierung war die, mit welcher Pogoas sein Gesicht geschmückt hatte. Zwei schräg-tättowirte Streifen liefen vom Mittelpunkte seines geschornen Scheitels aus über beide Augenlieder und reichten bis ein wenig unter beide Ohren herab, wo sie sich mit einem andern Streifen vereinten, der von einem Ohre zum andern quer über die Oberlippe hinlief und die Basis des Dreiecks bildete. — Pogoas konnte wegen der vollendeten Schönheit seines Körperbaues wohl als ein Meisterwerk der Schöpfung bewundert werden.

In majestätischer Haltung heranschreitend begrüßte er die Vornehmsten des Volkes mit stolzer Freundlichkeit, reichte dem „weißen Manne," der sich von seinem Sitze erhoben hatte, die Hand, zog ihn auf die Matte an seine Seite nieder und fing sogleich an, den Fremdling mit einer Fluth von Fragen nach dessen Vaterland, nach der Kleidung, den Sitten und Gebräuchen seiner Landsleute, nach der Seemacht der jenseitigen (überseeischen) Nationen auf's eifrigste zu bestürmen. Seine Fragen verriethen eine eifrige Wißbegierde und seine Bemerkung zu Konrads Antworten vielen Scharfsinn. Nachdem er auf diese Weise eine Stunde zuge-

bracht und mit Konrad eine Pfeife geraucht hatte, nahm er von ihm auf's freundschaftlichste Abschied, beschenkte ihn mit seinem Tomahawk und verließ den Wigwam ebenso würdevoll, als er ihn betreten hatte.

„O du Glücklicher, mit dir hat der große Pogoas wie mit einem Bruder geredet, dich hat er beschenkt und dadurch so hoch geehrt." — Unter diesen Worten hatte sich Chyn-took-may vor Konrad bis zur Erde gebeugt, seine Hände gefaßt und sie an die Brust gedrückt. Auch die Häuptlinge, die Priester, Fetischdiener und Aeltesten des Volkes verneigten sich vor Konrad auf's demüthigste und priesen ihn als einen Glücklichen, da Pogoas die Pfeife der Freundschaft mit ihm geraucht, seinen Tomahawk aus dem Gürtel ihm gereicht hat, — eine Gabe, welche bei den Munkäpoyern wie bei allen wilden Stämmen der Bürge inniger Bruderliebe ist. „Solcher Ehre, — betheuerten sie auf's feierlichste, — sei noch nicht der Vornehmste der Ihrigen, nicht der Edelste eines befreundeten Stammes von Pogoas, — genannt die Fackel des Sieges, — gewürdigt worden."

„Warum nennt ihr diesen Krieger die Fackel des Sieges, warum huldigt ihr ihm mit so großer Verehrung?" frug Konrad.

„Morgen sollst du, edler Fremdling, aus meinem Munde erfahren, was Großes dieser kühne Held für seine Stammgenossen gethan, wodurch er sich unter uns die innigste Liebe und Dankbarkeit begründet hat. — Aber nun ist die Zeit der Ruhe gekommen; daher laß uns scheiden." — Nach diesen Worten und nach ehrerbietigem Gruße entfernten sich die Versammelten.

Auch Konrad suchte die Ruhe auf seinem einfachen, weichen Lager und bald nach einem kurzen, herzlichen Gebete war er in den Frieden des Schlafes, in das Reich der Träume eingegangen.

Siebentes Kapitel.

Pogoas, die Fackel des Sieges.

„Du sollst nun vernehmen, warum wir den Krieger Pogoas so hoch verehren, — warum wir ihm die ruhmvolle Benennung: „Fackel des Sieges" geben, — sprach am andern Morgen Chyn-took-may zu Konrad, während sie durch einen anmuthigen Palmenhain wandelten."

„Der Stamm der Miquetoys liegt unter allen Stämmen der Insulaner, von welchen uns die Gewässer trennen, dem der Munkäpoyer am nächsten. Ehe die Sonne zweimal ihren Lauf vollendet hat, erreicht man das große Dorf dieses mächtigen und krigerischen Volkes. Seit undenklichen Zeiten herrschte Feindschaft zwischen den Miquetoys und den Munkäpoyern. Gab es Kampf und Streit, so schob die Veranlassung dazu immer ein Stamm auf den andern. Durch Versprechungen und Geschenke wußten wir wie unsere Feinde immer eine Anzahl der umher wohnenden Insulaner zu gewinnen und diese Stämme fochten in den Reihen der Miquetoys, andere auf der Seite der Munkäpoyer."

„Die Kämpfe waren oft hartnäckig und sehr blutig, aber sie wurden vernichtend von der Zeit an, als

zwölf aus ihren Wigwams am Ohio von den Weißen verjagte Indianer, die Feuergewehre, Pulver und Kugeln hatten, sich mit den Miquetoys vereinten, und wir fast zu gleicher Zeit durch die Weißen, welche an unserer Küste gelandet und da ihren Tod gefunden hatten, auch mit Feuergewehren versehen, und im Gebrauche derselben, in Bereitung des Schießpulvers, in Benützung des Bleies, welches wir in den Tiefen der Berge gefunden, unterrichtet wurden."

„Unter den versprengten, bei unsern Feinden, den Miquetoys angesiedelten Ohiomännern war ein Häuptling, der bald deren Aufmerksamkeit auf sich zog und sie in den kleinen Kriegen, die sie mit andern Insulanern führten, zur gehorsamen Befolgung seiner Befehle sich unterwürfig machte. — Metou-cheep, ein Mann von Muth und Geist, hoch und schlank gewachsen, kräftig gebaut, den schweren, scharfen Tomahawk immer sicher zum Todeshieb schwingend, der verlässigste Pfeil- und Büchsenschütze, von einer Körperstärke, die im Ringkampfe mit vier seiner rüstigsten, ihn vereint angreifenden Stammgenossen ihm jederzeit den Sieg gewann, besaß eine Flüchtigkeit, daß er das Musethier im vollen Trabe einholte und dazu eine Schlauheit, einen Scharfsinn, wodurch er seine wie fremde Stammgenossen in ihren eigenen Künsten überlistete, so daß sie von ihm sagten: Metou-cheep läßt keine Fährten zurück (er kann nicht erreicht, nicht übervortheilt werden, die größte Schmeichelei, die ein Indianer dem andern sagen kann). Mit scheuer Ehrerbietung, ja mit Furcht gingen die Miquetoys an seinem Wigwam vorüber, welchen er sich selbst erbaut hatte, und dessen

innere Wände mit zahlreichen Skalpen geschmückt, dessen Rauchkammer mit Hirsch- und Büffelwildpret, mit Bärenkeulen, mächtig großen Fischen und Schläuchen des schönsten Honigs gefüllt war."

„Da erhob sich gegen den Gefürchteten ein Mann, der zu den glänzendsten Erwartungen berechtigte — Pogoas, der Sohn und Genosse unsers Stammes. Mit seiner hohen, malerisch-schönen Gestalt, auf der dein Auge gestern mit Wohlgefallen ruhte, — verbindet er eine ungeheuere Körperstärke, einen zur Tollkühnheit werdenden Muth, eine seltene Schlauheit, eine Schnelle und Ausdauer im Laufen, die von der des Hirsches nicht übertroffen wird. Sein Pfeil und sein Speer, seine Büchse und sein Tomahawk tragen Entsetzen und Tod in die Reihen unserer Feinde."

„Oft und oft hatten die Miquetoys Abtheilungen ihrer besten Krieger unter Anführung des Metou-cheep ausgeschickt, um Pogoas aufzusuchen, daß sie ihn todt oder lebendig zurückbringen sollten; aber er war an der Spitze der unsrigen zu tapfer, ohne Gefährten zu schlau, und sie konnten seiner nicht habhaft werden. Einmal, als sie nächtlicher Weile seinen Wigwam überfielen, der drei Pfeilschüsse weit hinweg von unserm Dorfe am Waldbache steht und Feuer hineinwarfen, war er nur mit größter Schlauheit den seine Hütte umschließenden Feinden entwischt und hatte sich nur wenige Schritte von seiner Hütte verborgen, so daß ihn der Rauch beinahe erstickt, die Gluth des Feuers beinahe getödtet hätte; aber seinen Versteck finden sie nicht."

„In mehreren kleinen wie großen Gefechten der

Miquetoys mit den Munkäpoyern hatte Metou-cheep jede Gelegenheit aufgesucht, mit Pogoas den Einzelnkampf zu kämpfen. Eben so willig war Pogoas jederzeit gewesen, dem berühmten und gefürchteten Ohiomanne im Kampfe zu begegnen; nie aber traf es sich, daß die beiden Feinde ihre Waffen im Kampfe Mann gegen Mann erheben sollten, bis endlich ein neuer Kriegszug beider heißes Verlangen erfüllte."

„Die Miquetoys waren wieder unter Anführung ihres gewaltigen Kriegshelden Metou-cheep ausgezogen, um uns zu bekriegen und, nach ihrem stolzen lächerlichen Eigendünkel, von dieser Erde zu vertilgen; von ihrem Auszuge und ihrem Vorhaben waren wir durch unsere Kundschafter in Kenntniß gesetzt und ehe die Miquetoys den ihre Insel von der unsrigen scheidenden Strom auf achtzig wohlbemannten Canons *) übersetzt hatten, war schon unsere Mannschaft, befehligt von Pogoas, nahe an der feindlichen Grenze in den Wäldern und Schluchten so vertheilt, daß wir die heranziehenden Miquetoys von vorne und rückwärts, zugleich von beiden Seiten überfallen konnten."

„Aber noch nicht den vollen Abend hatten unsere Krieger in ihren Verstecken auf die heranziehenden Feinde gelauert, als bei jeder verborgenen Abtheilung ein Schnelllaufer erschien, abgesandt von Pogoas und den Befehl bringend, sich schnell um ihn zu scharren. Es hatten nämlich die Miquetoys die Richtung ihres Zuges verändert, und Pogoas mußte mit seinen Krie-

*) Leichte, aus Rinde gefertigte Fahrzeuge der Wilden für 3—5 Personen.

gern eilen, unser Dorf zu erreichen, es zu schützen und da zu kämpfen. Er sprach zu den Kriegern: „Wir zogen aus, um die heranziehenden Feinde zu überfallen und zu vernichten. Wir kehren zurück, aber nicht als Feiglinge, die vor den Miquetoys die Flucht ergreifen; lieber wollten wir unser Leben verlieren, als daß wir das Leben, die Freiheit unserer Zurückgelassenen nur einen Augenblick unbeschützt ließen. Daher auf und zurück mit der Schnelligkeit des Adlers, mit der Kampfgierde des Panthers. Die Skalpe der Miquetoys sollen die Wände unserer Wigwams, die Gürtel unsers Leibes schmücken. Wohlan, Munkäpoyer, auf zum Kampfe, zur Vertilgung unserer Feinde!“

„Schon am Morgen des nächsten Tages standen die Munkäpoyer den Miquetoys gegenüber, die jenen an der Zahl mehr als zweifach überlegen waren, da sie mehrere verbündete Stämme an sich gezogen hatten, während unsere Krieger auf sich allein abgeschlossen waren.“

„Die Miquetoys begannen den Kampf; sie umgaben die Munkäpoyer in einem Halbkreis, und waren unserer Niederlage schon so gewiß, daß sie ihre feierlichsten Siegeslieder sangen, Stricke in die Höhe hielten, die sie mitgebracht hatten, um die Gefangenen zu binden und unter den heftigsten Drohungen unsere Krieger frugen, ob sie sich ergeben wollten. — Aber die Munkäpoyer, wüthend über die frevelnden Siegeslieder und die entehrende Frage, stürzten sich, Pogoas an ihrer Spitze, wie gereizte Tiger auf die Miquetoys, durchbrachen ihre Reihen, verwundeten und tödteten

mit der Schnelle des Blitzes und trieben die entmuthigten Feinde bis in die Wälder zurück."

„Aber aus diesen brach zu gleicher Zeit ein mit den Miquetoys verbundener jetzt erst nachgekommener Stamm. Der Kampf war furchtbar, er war der blutigste, der je auf dieser Insel geführt worden ist. Er währte bis zum herandämmernden Abend. Da begannen die Feinde, die uns fast dreimal überlegenen Feinde zu weichen; es war die Tapferkeit unsers Pogoas, das Beispiel seines Kämpfens, das jeden Munkäpoyer mit Heldenmuth begeisterte und zu Heldenthaten hinriß, — welche uns den Sieg errangen. Die Miquetoys flohen über den in der Nähe des Kampfplatzes seicht dahinströmenden Bergfluß; jenseits desselben lagerten die Miquetoys, diesseits die Munkäpoyer, nahe am Kampfplatze, der mit Verwundeten und Todten von beiden Seiten bedeckt war."

„Sein volles, klarleuchtendes Licht goß der Mond über die ruhenden Krieger aus. Metou-cheep, der tollkühne, durch die Niederlage der Seinigen bis zur Wuth aufgeregte Anführer fand nicht die erquickende Ruhe, den stärkenden Schlaf; er erhob sich von seinem Lager, um im nahen Fluße die mit Blut und Schweiß bedeckten Glieder zu erfrischen, zugleich seine Flinte auszuwaschen, die durch zu vieles Feuern verschleimt war. Er drängte sich durch ein kleines Dickicht von Weiden an das Ufer des Flußes und trat in selben."

„Da rauschten am diesseitigen Ufer die Gebüsche und ihm gerade gegenüber, nicht dreißig Schritte entfernt, erschien die hohe, kräftige Gestalt des Helden

Pogoas, den gleiche Absicht in die kühle Fluth geführt hatte."

Beide erkannten sich auf den ersten Blick; in einem und demselben Augenblicke waren ihre Gemüther von der Flamme des Ingrimms, des unstillbaren Verlangens nach dem Tode des Gegners, des Lechzens nach dem strömenden Blute des Feindes durchglüht. Stillschweigend, durch Blicke sich verstehend, wie auf geschehene Verabredung legten sie ihre Flinten am Uferrand nieder. Langsam, mit wuthfunkelnden Augen schritten sie einander entgegen durch den Fluß, der ihnen bis zu den Hüften reichte. In der Mitte des Flußes trafen sie zusammen, beide mit geschwungenem Tomahawk. Da ließ Pogoas die Waffe fallen, warf sich mit der vollen Wucht seines riesigen Körpers auf den Gegner, umfaßte dessen Kehle mit beiden Händen, und drückte ihn rückwärts in die Fluth. Nach wenigen Augenblicken hatte Metou-cheep, keiner Gegenwehre mächtig, unter Pogoas würgenden Fäusten sein Leben ausgeröchelt. — Der Sieger schleppte die Leiche des Besiegten an das jenseitige Ufer und kehrte durch den Fluß zu den Seinigen zurück in eben so tiefer Stille, als er sie verlassen, als er seinen Feind erwürgt hatte."

„Der Morgen dämmerte heran; auf dem Lagerplatze der Munkäpoyer erscholl in weithin gellenden Tönen das Schlachthorn. Die Miquetoys, davon aus tiefem Schlafe erweckt, sprangen auf von ihrer Ruhestätte, zum Kampfe sich rottend, in der Meinung, die Schaar der Munkäpoyer gehe über den Fluß, den Angriff zu beginnen; sie harrten ihres Anführers, aber umsonst; sie blickten nach dem jenseitigen Ufer nach den

herannahenden Feinden, aber sie sahen nur einen einzelnen feindlichen Krieger. — Im Wahne, die Munkäpoyer haben den gestrigen Kampfplatz verlassen, und sich zurückgezogen, nicht wagend, den Kampf zu beginnen, wollten sie eben über die Muthlosigkeit der Munkäpoyer in ein Freudengeschrei ausbrechen, da stieß der einzelne Krieger am jenseitigen Ufer wieder in das wildgellende Muschelhorn und rief ihnen zu: Metoucheep schläft den ewigen Schlaf; Pogoas hat ihn getödtet! — Der Todesbote eilte mit beflügelten Schritten nach der Heimath hin, zu verkündigen den erfochtenen Sieg und die Vernichtung des furchtbaren Gegners." —

„Lange war der Herold des siegreichen Pogoas in den Bergen verschwunden, und noch immer standen die Miquetoys und ihre Verbündeten sprachlos auf einer und derselben Stelle; sie hatten nicht den Muth, einander zu fragen: Ist diese Kunde wahr, oder nur eine täuschende, um uns zu entmuthigen? — Ist es möglich, daß Metou-cheep nicht mehr unter den Lebenden wandelt?"

„Bald widerhallten die Wälder und Schluchten vom gräßlichen Geheule der Miquetoys und ihrer Verbündeten; sie hatten die Leiche ihres hochgefeierten Führers gefunden. Die Einen stumm, die Andern heulend aus Schmerz über seinen Verlust, umstanden sie im dichten Gedränge den Todten, nicht ahnend ihr Verderben."

„Da brach Pogoas, der gleich nach Mitternacht in aller Stille und weit unterhalb des Lagerplatzes der Miquetoys über den Fluß gegangen war und im Rücken

der Feinde unter dem Schutze des nahen Waldes sich verborgen hatte, aus diesem hervor zum vernichtenden Angriffe. — Die Miquetoys und ihre Verbündeten, durch den Tod ihres Anführers von allem Muthe verlassen, nicht an ihre Waffen, nicht an ihre Ueberzahl denkend, flohen in dichten Haufen, ein sicheres Ziel für die Pfeile, für die Kugeln der Munkäpoyer. — Von den Schnellsten derselben auf der Flucht überholt, fielen die Miquetoys, fielen ihre Bündner in ganzen Reihen, vom Tomahawk, vom Wurfspieß, von der Keule getödtet; sie hatten nicht mehr den Muth, die Kraft zur Gegenwehre. Dreihundert und neunzig Miquetoys, zweihundert Verbündete waren ausgezogen gegen die kaum die Hälfte zählenden Munkäpoyer; nicht viel mehr denn hundert, darunter die meisten verwundet, erreichten die heimathlichen Dörfer."

„Pogoas, eben so klug als tapfer, säumte nicht, die Früchte seines Sieges zu genießen. Er verfolgte die Miquetoys und deren Verbündete bis an ihre Dörfer und drohte, diese niederzubrennen, die Häuptlinge und Priester zu tödten, und alle Uebrigen an den Missisipi zu führen und dort an die weißen Männer zu verkaufen, wenn sie ihm nicht alle ihre Feuergewehre überliefern und sich verbindlich machen, den zehnten Theil ihrer Herden den Munkäpoyern jährlich als Tribut zu geben."

„Es wurde bewilligt, was Pogoas forderte. Von diesem Augenblicke an hatten die Miquetoys und ihre Verbündeten aufgehört, den Munkäpoyern gefährlich zu seyn, denn Pogoas hat ihren Anführer, den gewaltigen, den furchtbaren Metou-cheep im kriegerischen

Ringkampfe getödtet, ihnen ihre Feuerwaffen entrissen und sie unserm Stamme zinsbar gemacht."

„Solche Thaten hat Pogoas, die Fackel des Sieges, der große Held, der Stolz, die Zierde dieser Inselbewohner gethan. Durch seinen Muth und seine Klugheit sind die Munkäpoyer gefürchtet von nahen und fernen Stämmen, und für Pogoas trägt jeder Munkäpoyer Liebe und Verehrung, Dankbarkeit und Vertrauen im Herzen und auf den Lippen."

Achtes Kapitel.

Eine Bärenjagd.

Schon von früher Jugend an war Konrad dem edlen Waidwerke mit besonderer Neigung zugethan. Noch als Knabe im Hirtenhause seines Vaters zählte er die Tage, an welchen er bei den Herbstjagden des gräflichen Gutsherrn zu Feld und Wald den Frohndienst des Treibens mitmachen mußte, unter seine glücklichsten. — Während seiner Studienzeit in Augsburg brachte er die Vakanzmonate bei seinem Wohlthäter, dem Benefiziat in Kriegshaber bei Augsburg, zu, war aber bei nur einiger Massen günstigen Witterung der unermüdbare Jagdbegleiter des dortigen Försters. Von diesem erlernte er die Jagd, — nämlich das Geschäft, wilde Thiere zu fangen oder zu tödten, sowie die Kenntniß davon und die Geschicklichkeit darin, — so gründlich und mit solchem Eifer, als wäre das Waidwerk sein künftiger und einziger Beruf.

Sein Pflegevater, der reiche Baronet Woolwich, hatte mehrere Jagdbezirke mit reichem Wildstande und dadurch Konrad die schönste und ihm angenehmste Gelegenheit, seine Jagdlust zu befriedigen und seine waidmännischen Kenntnisse zu vermehren.

Schon nach den ersten Wochen seines Aufenthaltes unter den Munkäpoyern bemühte sich Konrad, die Jagdthiere kennen zu lernen, die auf dieser Insel leben, aber auch unter den dasiegen vielen Jägern die tüchtigsten. Moocan und Puppi wurden ihm allgemein als solche bezeichnet. Bald war er ihr eifriger Gefährte bei den schwierigsten und gefahrvollsten Jagden auf reißende Raubthiere; denn einen Wolf, eine Wildkatze, einen Luchs zu erlegen, gewährte ihm eine größere Freude, als das Erlegen mehrerer Hirsche.

Noch war ein Bär ihm nicht zu Schuße gekommen; er sehnte sich sehr nach einer Bärenjagd. Sein dringendes Verlangen sollte auf eine für jeden Waidmann höchst interessante Weise befriedigt werden.

Es war ein frischer, kühler Morgen. Konrad hatte sich eben fester in seine Decke gewickelt, um noch ein Stündchen zu schlafen, als Puppi, der erfahrne, kühne Jäger, der Schrecken der Raubthiere dieser Insel, hastig in Konrads Wigwam trat, mit der erfreulichen Kunde: „daß Moocan gestern Abends zu später Zeit an der westlichen Rohrdickung eine frische Bärenspur gefunden, sie, so lange er noch klar sehen konnte, mit scharfem Auge verfolgt und sich überzeugt habe, daß der Bär den Sycorifelsen zugetrabt sei, wo dessen Erlegung nicht schwer halte. Moocan habe schon vor Tagesanbruch sein Lager verlassen, um der Spur nach-

zugehen und harre ihrer an der großen Palme am Bachsturze." — Konrad, ein eifriger Waidmann, hatte die Kunde kaum vernommen, als er sich auch schon beeilte, mit Puppi den Wigwam verlassen zu können, wohlbewaffnet, wie eine so ernste, oft so gefährliche Jagd erforderte, dazu für die Dauer des Tages mit Lebensmitteln versehen. — Beide hatten bald die bezeichnete Palme erreicht, da ihren Jagdgefährten gefunden, die erwünschten Bärenspuren mit freudigen Blicken betrachtet, und nun ging es hinein in die Schluchten und Felsen, voll Muth und Lust, keine Anstrengung scheuend, keine Gefahr beachtend.

Ueber die steilsten Abhänge, die rauhesten, unwegsamsten Stellen der ganzen Gegend mußten die drei Waidgesellen hinweg klettern; sie umgingen die größtentheils nur kurzen Strecken offenen, ebenen Bodens, die öfters vor ihnen lagen, und suchten wieder die schroffsten, wildesten Wände aus, an denen abgebrochene Felsblöcke und durch einander geworfene Steinmassen ihr Fortschreiten stellenweise fast unmöglich machten.

Des harten steinigen Bodens wegen war die Spur des Bären auf mancher Strecke fast gar nicht, auf andern nur höchst schwach zu ersehen; daher hielten sich die drei Jäger einige hundert Schritte von einander entfernt, aufmerksam dabei den Boden, wie auch die Pflanzen, an denen sie vorbeigingen, betrachtend; sie bewegten sich nur sehr langsam vorwärts. Da lenkte plötzlich der Ruf Moocans, der am tiefsten kletterte, die Aufmerksamkeit Konrads und Puppis auf sich; sein Winken, seine Bewegungen verriethen ihnen, daß er die

Spur des Bären wieder ganz frisch, oder, wie sich die Waidmänner ausdrücken, daß er eine warme Spur gefunden habe; sie stiegen zu ihm hinab, um seine Entdeckung zu untersuchen.

Konrad, der in der Mitte der beiden ging, mußte einige Augenblicke stehen bleiben, um zu warten, bis Puppi, der in der Höhe kletterte, und durch eine Schlucht und einen Felsenvorsprung zu einem Umweg gezwungen war, sich mit ihm vereine. Er benützte diese Augenblicke, Moocan genau zu betrachten, den er bisher nur selten, auch da nur wie im Vorbeigehen gesehen hatte und dessen ausgezeichnete Gestalt jetzt seinen Blick fesselte und seine Bewunderung erregte. Moocan, noch fast ein Jüngling, war rüstig und schlank, besonders von kräftigem Baue; der nackte Arm, den er aus seiner Wolldecke hervorstreckte, um nach den Felsen vor sich hin zu zeigen, verrieth außerordentlich starke Sehnen und Muskeln. — Sein Kopf, geschoren bis auf einen Schopf in Mitte des Oberhauptes, der in langen Flechten hinten herab hing, war unbedeckt; sein Gesicht untätowirt; es trug die natürliche, lichtkupferfarbene Gesichtsfarbe, aus dem ein Paar feurige Augen kühn und unternehmend hervorblitzten. — Auf der linken Schulter trug er die sichere Büchse, sein Gürtel hielt ein langes, breites, scharfes Messer, den Tomahawk und einen plattgeformten Becher von glänzendem Blech. Die Wolldecke war am Halse mit einer bunten Schnur, um die Hüften mit einem dünnen Riemen von Hirschhaut befestigt, daß sie ihn wie einen Mantel umhüllte; Brust und Arme nackt, war er von den Hüften an mit einem weiten, nur bis an die Kniee

reichenden Beinkleide, an den Füßen mit dickbesohlten Sandallen bekleidet.

„Ihr wißt, sprach Moocan, daß der Bär Ameiseneier, Gewürme und Eicheln liebt. Hier sind zerstörte Ameisenhaufen, hier sind die faulen Baumstämme nach Gewürme unterscharrt, hier der Boden nach Eicheln aufgewühlt, und da, — er zeigte mit dem Fuße auf ein Loch, das ein Paar Schritte von ihm senkrecht zwischen zwei hervorragenden Felsensteinen in die Erde hineinlief und kaum weit genug war, daß es ein mäßig starker Mann beschliefen konnte, — gerade da ist der Eingang in seine Höhle, in sein Winter- und Sommerquartier."

„Ich glaube dir, Moocan, sprach Puppi, indem er niederkniete und sein Gesicht dicht an die Oeffnung hielt, zugleich einen Stein hinein fallen ließ, dessen hohle Klatsche verrieth, daß er in ein Wasser gefallen, ja, Bruder, ich glaube dir, denn du bist im ganzen Stamme der erprobteste Bärenjäger, — aber wie wäre es möglich, da hinunter zu kommen?"

Auch Konrad sah in die Oeffnung, konnte aber Moocans Meinung nicht beistimmen, da es ihm unglaublich schien, daß ein Bär den trockensten Ruhelagern, deren er in Ueberfluß finde, ein nasses Bett vorziehe.

„Hast du, weißer Mann, nie von der Schlauheit des Bären gehört, der das Wasser nicht scheut, um durch selbes, wenn auch eine lange Strecke weit zu gehen, damit er ein nicht nur trockenes Lager, sondern auch einen sichern Versteck habe? — Hast du den Knospenzweig abgebrochen und hieher gelegt?" fragte

der Insulaner, indem er vom Rande der lochförmigen Spalte einen Zweig nahm und in die Höhe hielt. — Konrad betrachtete den Zweig und zweifelte nicht, daß ihn der Bär da habe liegen lassen; doch hielt er für unmöglich, durch diese Oeffnung zu dem Bärenlager gelangen zu können.

„Wenn wir Krieger, — entgegnete Moocan mit Lächeln, — auf der Spur sind, gehen wir nicht in breiten Schaaren neben einander, sondern der Letzte tritt in die Fußstapfen des Ersten.“ Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, schaute er einige Augenblicke scharf umher, und stieg dann zu einem jungen schlanken Hiccory-wood hinauf, der in geringer Entfernung am Berge in die Höhe stieg, fällte denselben mit wenigen Schlägen seines Tomahawks, hieb die Aeste so ab, daß noch einige Zolle vom Stamme ab daran blieben und schob dann, mit Konrads Hilfe, der sogleich begriff, zu welchem Zwecke der junge Stamm benützt werden sollte, die schnell fertig gewordene Leiter in das Loch hinab.

Da der Stamm länger, als nöthig war, nahmen sie ihn nochmal heraus, schlugen an 8 Fuß von dem untern, astlosen Ende ab, und hatten nun das Mittel, in diesen Schacht einen, wenn auch sehr beengten und gefahrvollen Eingang sich zu verschaffen.

Mit Erstaunen sah Moocan, daß Konrad, ein Weißer, dem die Insulaner keinen besonders ausgezeichneten Muth, am wenigsten ein so tollkühnes Unnehmen, wie dieses, zutrauen, seine Jacke abwarf, dazu die Kugeltasche, um sich schlanker zu machen, dann einige Kugeln in das Beinkleid steckte, das Pulverhorn

mit einem kleinen Riemen dicht an seinem Körper befestigte und sich bereit machte, auf die oberste Sprosse dieser Naturleiter den Fuß zu setzen, während Puppi, ein Genosse seines Stammes, ein ausgezeichnet tapferer Krieger und Waidmann, sich unter den nächsten Ahorn zurückzog, trockne Blätter nebst dürren Aestchen aufhäufte, durch schnelles Reiben zweier trockner Hölzer, wie die Wilden zu thun pflegen, ein helles Feuer anfachte und den Beiden lachend zurief: „er wolle da unter der Erde nichts zu schaffen haben, weil er als ein Dritter überflüssig, ihnen sogar im Wege und hinderlich seyn würde, dafür ein lustiges Feuerchen unterhalten, um von dem Rückenstücke des Bären, auf welchen er sicher rechne, sogleich nach ihrer Rückkehr einen köstlichen Braten zu bereiten.“

Moocan, der die Aeußerung seines Stammgenossen, durch seine Beigesellung mehr zu schaden, als zu nützen, ganz gegründet fand, warf seine Wolldecke ab, und nahm aus seiner Kugeltasche zwei kurze, dicke, aus den gelben Zellen eines wilden Bienenstockes zusammengeknetete Stücke Wachslicht, wovon er eines an Konrad abgab; er gürtete dann sein langes Jagdmesser fester und legte seine Büchse, die wie alle Jagdgewehre der Nordamerikaner und Indianer von außerordentlicher Länge war, nahe am Feuer nieder, das, von Puppis kunstgeübter Hand erweckt, hoch emporloderte. Auf Konrads Frage: „warum er die Büchse zurücklasse, entgegnete er: daß für eine solche unterirdische Jagd das Rohr zu lang und ihm mehr hinderlich, als nützlich sei. — Nach diesen Worten ließ er sich in die

Oeffnung hinab und war in wenigen Augenblicken verschwunden; rasch folgte ihm der muthige Deutsche.

Mit Leichtigkeit stiegen die beiden Männer an der Leiter nieder, und bald stand Moocan am Fuße derselben im Wasser, das er sogleich untersuchte und nur einen Fuß tief fand. Konrad war an seiner Seite und ihre hier angezündeten Kerzen emporhaltend, die einen matten Schein umherwarfen, beschauten sie forschend den Raum, in welchem sie sich befanden. Es war eine Art Gewölbe, etwa 9 Fuß hoch und 16—18 Fuß weit, wo sowohl oben, einige Fuß vom Grunde des Wassers hinauf, als unten im Wasser eine Röhre, wie die Füchse im Baue haben, nur verhältnißmäßig geräumiger in den Berg hineinlief.

Moocon erklomm mit Konrads Hilfe die obere Röhre, und beim Scheine seines Wachslichtes dort Spuren von Bären und andern wilden Thieren ersehend, kroch er weiter hinein, um zu erforschen, ob der Bär, dessen Spuren sie bisher verfolgten, sich hier oder unten einquartiert habe. Konrad mußte zurückbleiben, da er den engen, oberhalb der Wasserröhre gelegenen Eingang ohne Hilfe eines Dritten nicht erreicht hätte, und stand bis über die Knöchel im eisigkalten Wasser, eine keineswegs angenehme Stellung. Endlich, nach langem Harren, als ihn der Frost schon zu schütteln anfing, erschien Moocan wieder am Eingange des obern Ganges und versicherte, derselbe laufe so enge und so spitz aus, daß es einem starken Bären unmöglich sei, durch selben sich zu zwängen und innerhalb sein Lager zu haben; dieser von ihnen aufgesuchte Bär müsse nach allem Augenscheine die tiefer gelegene, dem Wasser ent-

laufende Röhre gewählt haben, um zu irgend einem trockenen und für ihn raumgenügenden Aufenthalte zu gelangen.

Wirklich grauenvoll starrte den Blicken der beiden Jäger der Eingang der Wasserröhre entgegen; war sie auch weit genug, daß ein ausgewachsener Mann sie beschliefen konnte, so mußte dieß doch eine längere Strecke fort in dem einen Fuß tiefen Wasser geschehen.

Daß der Bär diese Röhre angenommen habe, um das tiefer in den Berg hinein befindliche Lager zu bewohnen, daran zweifelte nicht Moocan, nicht Konrad, nachdem Beide den Eingang genau betrachtet hatten, aber es war ein höchst schwieriges, ein lebensgefährliches Unternehmen, ein tollkühnes Wagstück, in die finstere Schlucht hineinzukriechen und den Bären in seinem Lager anzugreifen, wo er sich so gut vertheidigen konnte, und sein Sieg, mithin der Tod seiner beiden Feinde mehr gewiß, als zweifelhaft war.

„Es ist allerdings keine leichte und gefahrlose Aufgabe, sprach Konrad, nachdem er den widerlichen, Unheil drohenden Eingang längere Zeit überlegend betrachtet hatte, sich diesem unbekannten, nächtlich-dunkeln Schachte anzuvertrauen; wir sind aber einmal hier, um ein nicht gewöhnliches Jagdabenteuer zu bestehen und können, ohne mit dem Scheine der Muthlosigkeit uns zu beflecken, unverrichteter Dinge nicht heimkehren. Daher auf Gott vertraut und frisch an's Werk. Willst du, Moocan, mir folgen, wenn ich voranfkrieche und Bahn breche, oder willst du hier warten und mir zu Hilfe eilen, sobald du aus dem Schlunde heraus meinen Nothruf hörst?"

„Mein weißer Bruder ist muthig wie einer der Söhne des großen To-u-pan; er mag versuchen, den Bären aufzufinden; wenn mein Bruder seinen Kopf wendet, wird er in Maacons Augen sehen" — antwortete der Insulaner. Ohne weiter ein Wort zu reden, kniete Konrad im Wasser nieder, dicht an der Röhre und leuchtete mit weit vorgestrecktem Arme hinein. Kein schon jetzt sein kühnes Unternehmen erschwerendes Hinderniß schien ihm entgegen zu stehen, und seine Büchse, die Mündungen nach vorne, auf den linken Schulter mit der linken Hand haltend, in der er auch das Wachslicht trug, legte er sich im Wasser platt nieder und kroch langsam in die schmale Mündung, gefolgt von Moocan, der sich leichter fortbewegen konnte, da er seine lange Flinte zurückgelassen hatte. Wohl ragte nur Konrads Kopf und der linke Arm mit der Schulter aus dem Wasser hervor, und er sah sich genöthigt, die Riemen des Pulverhorns zwischen die Zähne zu nehmen, um dieses trocken zu halten, doch verfolgte er muthig und unerschrocken seinen gefährlichen, stockdunkeln Weg, und erreichte, nachdem er etwa an fünfzig Schritte auf so unbequeme, angreifende Art fortgekrochen war, zwar ganz durchnäßt und zitternd vor Frost, aber doch wohlbehalten, den trocknen Theil der immer weiter gewordenen Röhre, die sich aufwärts zog, in eine Höhle führte von solcher Höhe und Ausdehnung, daß ein Mensch aufrecht stehen und sich frei bewegen konnte, aber von da aus in drei Mündungen auslief, nach der Mitte, nach beiden Seiten hin, die der ersten Röhre am Umfange gleich waren. — Als Konrad in dieser Höhle sich aufrichtete,

das Wasser von sich abschüttelte und das Schloß seiner Büchse sorgfältig untersuchte, ob das Pulver auf der Pfanne, trotz aller Vorsicht, durch eine unwillkürliche Bewegung nicht naß geworden, stand Moocan ihm zur Seite und leuchtete mit seiner Kerze auf dem Boden umher, mit größter Aufmerksamkeit den weichen Boden betrachtend, in welchem sich eine Unzahl verschiedenartiger Spuren abgedrückt hatte.

„In welcher von den drei Höhlen mag die Bestie wohl stecken, frug Konrad, indem er seine vom Wasser triefende Matrosenjacke ausgerungen und wieder angezogen, auch den Gürtel, worin das Matrosenmesser stack, fester geschnallt hatte —; eine sieht gerade aus, wie die andere, aber keine bequem und angenehm."

Auf eine besonders breite Spur zeigend, die nach der linken Röhre führte und wo die eingehenden Spuren in die der ausgehenden eingedrückt waren, beleuchtete Moocan genau die bezeichnete Spur, maß ihre Länge und Breite mit den Fingern, um die Stärke*) des Bären beurtheilen zu können, und versicherte seinem Gefährten, daß der Bär nach der Länge und Breite, nach dem tiefen Eindrucke der Spur in diesen Boden von vorzüglicher Stärke und nirgends als in dieser Höhle, nämlich in der zur linken Seite der beiden andern zu finden sei.

„Nun dann in Gottes Namen an's Werk, sprach Konrad, während er frisches Pulver auf die Pfanne schüttete und die Schneide des Flintensteines durch Picken mit dem Rücken seines Messers noch mehr

*) Waidmännischer Ausdruck für Größe auch für das Gewicht eines Jagdthieres.

schärfte; wir werden seiner habhaft werden, dürfen aber keine Zeit verlieren, wollen wir zum Abendessen ein tüchtiges Stück Bärenbraten bekommen."

„Zum Abendessen? — rief Moocan unter lautem Lachen, — die über uns sind, werden die Sonne wieder über die Gebirge kommen sehen, wie am heutigen Morgen, bis wir ein Stück von der Bärenkeule am Feuer haben, denn die Höhle ist eng und gar viele Stunden werden wir arbeiten müssen, ehe wir die Bestie hinauf geschafft haben."

„Das sind schlechte Aussichten, sprach Konrad für sich hin, dem die nassen Kleidungsstücke, deren Kälte und Unannehmlichkeit der Insulaner gar nicht zu fühlen schien, großes Unbehagen machten und den bereits zu hungern anfing, da er, um die verabredete Jagdparthie nicht zu versäumen, der Eile wegen nur ein Paar Bissen gefrühstückt hatte.

„Will mein weißer Bruder seine Büchse mir anvertrauen und nun meiner Fahrte folgen? fragte Moocan, und bereitete sich, in die bezeichnete Röhre zu schlüpfen.

„Nichts da, mein Freund, eiferte ihm Konrad entgegen, wie vorher krieche ich auch jetzt voran; sorge nur dafür, daß dein Wachslicht geschützt bleibt und nicht erlischt, denn im Dunkeln würden wir nichts vollbringen können; und nun voran mit Gott."

Bei den letzten Worten hatte er sich dem Eingange der linken Röhre genähert und er kroch, die Büchse vor sich herschiebend, das Wachslicht in der linken Hand haltend, vorwärts, von Moocan gefolgt, der, als er jenen entschlossen sah, den engen Raum zuerst zu betreten, kein Wort weiter darüber verlor.

Schon nach einer kurzen Strecke vom Eingange hinein ward die Röhre so geräumig, daß beide Jäger sich von dem platten Kriechen erheben und auf den Knieen fortrutschen konnten; nach ungefähr 50 Schritten verlor sich dieses Geräumliche; mit jedem Fuße, den sie fortrückten, wurde die Röhre wieder niedriger, und senkte sich so tief, daß Konrad, der breiter gebaut war, als der Insulaner, nur mit größter Anstrengung sich vorwärts zwängte; aber auch dieses Hinderniß schreckte ihn nicht ab, da ihm sein Licht die Spuren des Bären zeigte, welche das Thier beim Beschliefen dieses Engpasses um so sichtbarer dem Boden eingedrückt hatte.

Aber nun trat dem Kühnen ein Hinderniß entgegen, von welchem er im ersten Augenblicke zurückschauderte. Obgleich die Röhre gerade aus weiter in den Berg hinein lief, öffnete sich doch dicht vor Konrad eine brunnenartige Kluft, die, wenn auch nicht breiter, als der Gang, in welchem er bisher fortgekrochen war, doch wohl 5 Fuß lang seyn mochte; die Tiefe konnte nicht ermessen werden, denn obgleich Konrad sein Licht hinunter hielt, so konnte er doch nichts, als dichte Finsterniß erkennen.

„Hört mein weißer Bruder den Bär, da es nicht mehr vorwärts geht?“ frug der Insulaner bei Konrads Anhalten.

„Noch nicht, antwortete dieser, aber ein Abgrund ist hier, von dem ich gerne wissen möchte, wie tief er ist, ehe ich mich hinüber wage; ich weiß freilich nicht, auf welche Art ich seine Tiefe erforschen kann, denn um den Boden zu ersehen, ist es zu finster, und um

ihn durch das Gehör beurtheilen zu können, gebricht es mir an einem Stein zum Hinabwerfen."

„Hat mein Bruder keine Kugeln in der Tasche?" frug ganz kurz sein Gefährte.

„Recht, Moocan, an die dachte ich nicht, erwiederte Konrad; von den fünfen, die ich bei mir führe, werde ich hier wohl nur eine verschießen." Ohne zu säumen, nahm er eine aus seiner Waidtasche und ließ sie in die Vertiefung fallen. Es schallte herauf der dumpfe Fall in ein Wasser; nach der Zeit zwischen Hinunterlassen und Heraufschallen konnte die Tiefe auf mehr denn 30 Fuß geschätzt werden. — Konrad äußerte sein Bedenken über die Möglichkeit, den jenseiti- Rand der Schlucht, wenn auch mittelst Anklammern an den Seitenwänden, zu erreichen und dann den Bären, sollten sie ihn erlegen, über diese Tiefe herüberzubringen."

„Nur immer vorwärts, wenn es irgend möglich ist, rief Moocan mit Eifer; es ist eine schwierige Sache, den Vogel zu wiegen, wenn er in der Luft schwebt; sieht Moocan das Blut eines erlegten Wildes, so wird er auch wissen, wie es an's Tageslicht gebracht werden kann."

„Gut, wenn du auf einen glücklichen Erfolg rechnest, sprach Konrad; ich halte aus, nehme dich aber in Verantwortung, wenn die bestandene Gefahr und unsere große Mühe fruchtlos waren." — Nach diesen Worten hing er sich die Büchse um den Hals, drückte beide Ellenbogen und Kniee gegen die rauhen Wände der Röhre, rückte, fast in der Luft schwebend, unter sich den tiefen Abgrund, in welchen ihn das Nachlassen

einer einzigen Sehne gestürzt haben würde, vorsichtig Zoll für Zoll vorwärts und erreichte unter furchtbarer Anstrengung, der Tod an einem Haare über seinem Scheitel, den jenseitigen Rand der Vertiefung, der grauenvollen Schlucht. — Von da an ward die Röhre wieder so enge, daß er nicht Raum hatte, zurückzublicken; im Glauben, der Insulaner folge ihm, kroch er vorwärts, mit erneuertem Eifer, da ihm das Licht seines Wachsstockes die Bärenspur immer frischer und deutlicher ausgedrückt zeigte.

So mochte Konrad über hundert Schritte sich fortbewegt haben, als er plötzlich ein dem Schnarchen eines Thieres ähnliches Gekrölle vernahm, welches ihm aus dem Hintergrunde der Röhre entgegen tönte. Es war der murrende Laut, welchen der Bär im Zustande der Ruhe beim Saugen an seinen Tatzen ausgibt und dadurch sein Wohlbehagen bezeichnet.

Die Höhlung hatte sich so erweitert, daß Konrad den Kopf nach rückwärts wenden konnte. — Moocan, redete er zurück mit halblauter Stimme, ich vernehme den Bären."

Keine Antwort ward ihm von seinem Begleiter; die dichteste Finsterniß lag hinter ihm.

„Moocan!" rief er lauter, in der Meinung, daß dieser noch etwas weiter zurück sei. Er lauschte mit verhaltenem Athem, die antwortende Stimme seines Gefährten zu vernehmen. Grabesstille umgab ihn, nur mehr oder minder von dem behaglichen Gebrumme des Bären unterbrochen. Um für einige Augenblicke auszuruhen, zugleich um zu überlegen, ob er den anstrengenden, gefahrvollen Weg allein fortsetzen; ob er den

Kampf mit dem gewaltigen Raubthiere bestehen, oder ob er den Rückweg antreten soll, um nach seinem Gefährten zu forschen, warf sich Konrad auf die linke Seite. Wäre Moocan in die Schlucht gefallen, so hätte er um Hilfe gerufen; er ist zurückgeblieben, um mir allein zu überlassen, das waidmännische Aberteuer zu bestehen. Wohlan, ich will es auch, und Gott wird mich nicht verlassen. — So sprach Konrad für sich hin und machte sich auf aus der kurzen Ruhe, in der Höhlung wieder vorwärts kriechend, aus welcher ihm das Gemurre des zottigen Bewohners immer vernehmbarer ward."

Aber von Fuß zu Fuß wurde das Fortkriechen schwieriger, denn von beiden Wänden der Höhlung hing eine solche Masse Tropfstein und ragte aus dem immer steiniger werdenden Boden so gehäuft hervor, daß Konrads Kniee und Ellenbogen aufgerissen wurden und ziemlich bluteten.

Damit vereinte sich noch das Unangenehme einer zahlreichen Gesellschaft von Fledermäusen, die, hier ihren Winterschlaf haltend, von der Decke der nun ziemlich geräumigen, mehr als die Hälfte einer Mannshöhe erreichenden Röhre an den Hinterfüßen hingen; durch das zu nahe unter ihnen hinweggehende Licht des Fortkriechenden aus ihrer Ruhe aufgestört, stießen sie zischend schrillende Laute aus, wodurch Konrad weniger inkommodirt wurde, als dadurch, daß er des engen Raumes wegen von ihren eckelhaften Leibern im Gesichte bestrichen wurde.

Die Röhre machte eine Biegung, da — o entsetzlicher, schauderhafter Anblick, — da lag eine aufgerollte

Klapperschlange, eine der größten ihrer Art; sie lag zu Konrads Rechten und zwar an selber so dicht, daß er beim Vorbeikriechen sie fast berühren mußte. Das Geräusch des Kriechens, das Licht des Wachsstockes hatte ihren Schlaf gestört; sie öffnete die kleinen, blinzelnden Augen, aber durch das Licht geblendet, schloß sie selbe gleich wieder; aus dem sich immer mehr öffnenden Rachen des sich zurückbiegenden Kopfes zuckte blitzartig die spitzige doppelte Zunge hervor und das warnende Rasseln ertönte.

Schaudernd starrte Konrad zurück, im ersten Augenblicke unschlüßig, was er thun sollte; er durfte nicht schießen, weil der Raum zu eng war, um dann wieder laden zu können, und eine geladene Büchse war ihm jetzt das nöthigste, der Nähe des Bären wegen.

Als er noch unschlüssig da lag, gewahrte er zu seiner ungemeinen Beruhigung den Lichtschein des langsam nachkriechenden Gefährten, der, an seine Seite sich möglichst nahe drängend, ihn fragte: „warum er hier still halte.“ — Konrad machte ihn durch wenige Worte mit seiner Lage bekannt.

„Zeigt die Schlange ihre Fänge?“ frug Moocan.

„Nein, aber sie hat mit ihrem Rasseln gewarnt,“ antwortete Konrad, das Giftthier nicht aus dem Auge lassend.

„Sie warnt, aber wenn der Feind naht, zieht sie sich zurück. Mein weißer Bruder, krieche dreist an ihr vorbei; sie wird ihre Augen schließen uud ruhig wie todt seyn.“

Ermuthigt durch des wohlerfahrnen Insulaners Aufmunterung, jedoch die Büchse mit aufmerksamster

Vorsicht voran schiebend, war Konrad bald an der Seite der Schlange, die mehrere Male die kleinen Augen zu öffnen versuchte, dabei stärker und drohender rasselte. Jetzt lag er dicht neben ihr, und obgleich er sich fest an die entgegengesetzte Wand schmiegte, war doch der Raum so eng, daß sein rechter Arm fast den zusammengerollten Körper der Schlange berührte.

Langsam zog er die Kniee herauf und streckte sich weiter nach vorn; da öffnete die Schlange auf's Neue die Augen, und dicht vor sich das helle Flämmchen des Wachslichtes erblickend, sperrte sie, den Kopf zum Sprunge zurückgebeugt, den Rachen weit auf, in welchem die giftgefüllten Fänge (Zähne), weiß und glänzend, an beiden Seiten der spielenden Zunge lagen, während die tückisch und mordgierig spähenden Augen in grünem Feuer funkelten.

Entsetzt riß Konrad das Messer aus der Scheide; da zischte, von sicherer Hand geführt, Moocans Tomahawk zur Schlange nieder, und der Kopf war vom Rumpfe getrennt.

Zwar wußte Konrad, daß sie jetzt unschädlich war, dennoch schauderte er, als das furchtbare Ungethüm in den letzten Todeszuckungen sich umherwand und die eisigkalten Schuppen seine glühende Wange berührten. Mit rascher Hand drückte er sie von sich ab, Moocan aber erfaßte den zuckenden Körper, schnitt ihm gleichgiltig die Klappern ab und befestigte sie an seinem Gürtel.

Im Augenblicke, als Konrad wieder vorwärts kriechen wollte, fühlte er des Insulaners kräftige Hand auf seiner rechten Schulter, der ihm zuflüsterte: „Bruder, hab' Acht, ich höre nicht mehr das Gemurre der

wohlbehaglichen Ruhe; der Bär ist auf, seine Augen sind geöffnet; bekommt er Wind von uns, so wird er nicht lange in seinem Loche bleiben, sondern zum Besuche kommen; aber der Rauch unserer Lichter zieht zurück gegen uns her, und der Bär hat von uns keine Witterung." Sie lauschten mit verhaltenem Athem. — „Doch, doch, — fuhr Moocan mit leisem Geflüster fort, — ich höre den Bären, er wird unruhig."

Beide Jäger horchten mit gespanntem Ohre ein Paar Augenblicke; sie bewegten keine Lippe, doch sah Konrad nach seiner Büchse, ob das Pulver auf der Pfanne im besten Stande sei; er reinigte das Korn der Mündung von dem Wandlehm, der sich da angesetzt hatte; auf das Zeichen seines Gefährten rückte er wieder leise vor.

Da tönte aus dem Innern der Höhlung ein gedämpftes Brummen, und gleich darauf trat aus der dicht-finstern Nacht der Höhle die tiefdunkle Gestalt des Bären hervor und die Augen funkelten in der Nacht der Höhlung wie glühende Kohlen. — Unter tiefem Gebrumme hob er die Nase, um die Natur der ungeladenen Gäste zu erforschen; des von ihm ausgehenden Luftzuges wegen konnte er die Witterung der Fremdlinge nicht recht bekommen; doch waren sie ihm zu nahe, als daß er nicht Unheimliches hätte merken sollen; schnaubend zog er sich wieder zurück, ehe Konrad den rechten Augenblick erfassen konnte, den nach beiden Seiten hin, nach Unten, nach Oben immer lebhaft sich bewegenden Kopf auf's Korn zu nehmen.

Recht wohl wußten Konrad und Moocan, daß jetzt der entscheidende Augenblick, der Augenblick zum

Handeln gekommen war; lautlos schoben sie sich über den rauhen Boden der Röhre fort, dem zurückweichenden Bären folgend, den sie auch bald erreicht hatten, aber nicht mehr in einer fortlaufenden Röhre, sondern in einer ziemlich geräumigen Höhle, die keinen Ausgang mehr bot, als da, wo sie mit ihren zusammengepreßten Körpern dem in einen Sack zurückgetriebenen Bären jeden Fluchtweg versperrten.

Die Höhle hatte so vielen Raum, daß die beiden Gefahrgenossen auf den Knieen sich emporrichten konnten. Moocan, hinter Konrad knieend, der seine Büchse in Anschlag genommen, und sich bemühte, ihr Korn mit den funkelnden Augen des Bären in eine Richtung zu bringen, hatte dieses kaum bemerkt, als er ihm zuflüsterte: „Weißer Bruder, schieß nicht nach dem Kopf; fehlst du, so sind wir beide verloren; ziele auf die Brust, wenn auch die Kugel das Herz nicht trifft, so ist der Bär doch tödtlich verwundet und wird uns weniger gefährlich; warte noch, ich will den Schwarzen für ein Paar Augenblicke so fest machen, daß er ganz unbeweglich ist; dann ziele schnell und faße gut den rechten Fleck.“

Kaum hatte Moocan diese Worte gesprochen, als er den Ruf des Wildkalbes mit dem bloßen Munde so täuschend nachahmte, daß er von dem natürlichen nicht zu unterscheiden war. — Scharf horchend, richtete sich der Bär hoch auf, als er die wohlbekannten, anlockenden Töne hörte; er stand nur ein Paar Augenblicke in lauschender Stellung, da erzitterte das Gewölbe von dem donnernden Knalle des gewaltigen Schußes. — Aber schneller, als von der Mündung des Rohrs der

Rauch verschwinden konnte, stürzte sich der Bär so rasch und mit solcher Heftigkeit auf den Schützen, daß dieser, nicht mehr im Stande, die Büchse hinzuwerfen und das Messer zu ziehen, durch die fürchterliche Kraft des Ansturzes zur Seite an die steinige Wand der Höhlung geschleudert wurde und bewußtlos zusammenbrach.

Moocan jedoch, der auf dem Bauche liegend, die starke, scharfe Klinge in der Hand, unter dem Rauch hinweg das Anprallen des verwundeten Bären noch zur rechten Zeit bemerkt hatte und wohl vermuthete, daß der Bär weniger die Absicht eines Angriffes, als das Verlangen, in's Freie zu entkommen habe, drückte sich dicht an den Boden und stieß mit gewandtem, scharfem Stoße aufwärts, gerade als der Bär über ihn wegsetzte.

Nach wenigen Augenblicken hatte sich Konrad aus seiner Betäubung erholt, doch konnte er sich nicht gleich besinnen, wo er sich befinde, denn rabenschwarze Nacht umhüllte ihn. Jetzt hörte er das Anschlagen eines Eisens an den Feuerstein, sah die sprühenden Funken; das Bewußtseyn seiner Lage kehrte ihm wieder.

„Wo sind unsere Lichter?" frug er.

„Wenn sie der Bär nicht mitgenommen hat, müssen sie nicht ferne von uns liegen; aber eine Seite meines Kopfes ist naß und ich rieche Blut. Moocans Messer ist scharf und sicher; der Bär kehrt nicht wieder zurück um zu forschen, ob in seinem Lager der Feind ruhe."

Während dieser Rede hatte Moocan ein Stückchen Schwamm entzündet; er wußte damit nach wenigen Augenblicken ein Feuerchen aufflammen zu machen

und die erloschenen Wachslichter, die nicht ferne von ihnen lagen, anzuzünden. — Sie untersuchten den Platz, wo der Bär in der Ruhe gelegen und fanden da dicke, schwarze Blutstropfen, — Folge von Konrads Schuß — bis zur Stelle, wo ihn Moocan mit seinem Messer verwundet hatte; auf dieser waren die Wände, der Boden, des Insulaners Gesicht mit Blut bedeckt. —

Konrad wollte die Büchse wieder laden, sein Gefährte hinderte ihn daran, da es unnöthig sei, indem der Bär, von der Kugel und dem Messer tödtlich verwundet, nicht mehr ferne verendet liege.

Lautlos krochen nun die beiden Jäger den Weg, welchen sie gekommen, wieder zurück und erreichten, ohne den Bären verendet gefunden zu haben, die gefährliche Schlucht; aber fast von Fuß zu Fuß fanden sie Blutspuren; der Verwundete konnte nicht mehr weit geflohen seyn.

„Es wäre ein schöner Lohn unserer gehabten Mühe und bestandenen Gefahr, sprach Konrad zu Moocan, der jetzt vor ihm kroch, wenn die Bestie unten in der Schlucht läge; da hinunter möchte ich ihm nicht folgen.“

„Liegt er unten?“ fragte Konrad den Gefährten, der mit dessen Licht in der Hand, da er das seinige als das kürzeste noch aufsparen wollte, einen Augenblick in die Schlucht hinunter geleuchtet hatte und jetzt gegenüber dahin die Kerze hielt, von wo sie mit Lebensgefahr herüber gekommen waren.

„Ich wollte, er läge da unten, murmelte der Insulaner, unsere Lichter werden niederbrennen und wir

werden hungern und dursten, aber nicht die andere Seite der Schlucht erreichen."

„Sage doch, Freund, was ist uns im Wege? — Warum sollen wir nicht die andere Seite der Schlucht erreichen?" frug Konrad nicht ohne einer schlimmen Vermuthung, während er sich anstrengte, dem Insulaner sich dicht anzuschließen und von ihm das Hinderniß ihres Fortrückens zu vernehmen. Der Insulaner drückte sich möglichst an die Wand der Röhre und hielt mit den Worten: „Hier ist die Schlucht, aber wo ist jenseits der Ausgang?" — sein Wachslicht über die Schlucht, so daß sich die Strahlen an der andern Seite brachen.

Einen Schreckensruf stieß jetzt der so muthvolle, durch sein Vertrauen auf Gott immer mit Besonnenheit und Geistesgegenwart begabte Konrad aus, als er die jenseits der Schlucht wieder fortlaufende Röhre von dem Körper des Bären so verstopft sah, daß auch nicht die geringste Aussicht blieb, hinüber zu kommen und den Körper des Bären fort zu bringen, ohne in die Schlucht zu stürzen, da nicht ein Zoll breit fester Boden frei war, um darauf fußen, oder auf ihn die Hand, den Arm stützen zu können.

„Höre, Freund, brach nach langer Pause Konrad das peinliche Schweigen, hier können wir nicht liegen bleiben und vom Puppi dürfen wir keine Hilfe erwarten, da er, wenn ich auch nicht sagen will, zu feig, doch zu bequem war, dieses Abenteuer zu bestehen, und er auch jetzt mit dem besten Willen uns keine Dienste leisten könnte, weil er keine Kerze hat und im Dunkeln den Weg durch das Wasser nicht finden würde,

wären auch mehrere Menschenleben zu retten. Hier kann uns nichts dem drohenden Tode entreißen, als Gottes Hilfe, die uns werden wird, wenn wir nicht einer unwürdigen Verzweiflung uns hingeben, sondern thun, was zu thun möglich ist, ohne Zaudern, da unsere nur noch geringen Ueberreste von Kerzen bald zu Ende sind und unsere Lage mit jedem Augenblicke schwieriger wird. — Mit Gott will ich den Versuch wagen. Vermag ich nicht neben den Bären mich durch die Röhre zu zwängen, und stürze ich in die Schlucht hinab, dann sind wir lebendig begraben; gelingt es mir aber, dicht an die Bestie zu kommen, dann hoffe ich, sie aus dem Wege zu räumen und uns freien Durchweg zu eröffnen.

Der Insulaner erwiederte kein Wort und der muthige Deutsche legte Büchse und Pulverhorn ab, zog die noch nasse, schwere Jacke aus, um von seiner schwierigen Arbeit in den nothwendigen Bewegungen so wenig als möglich gehindert zu seyn, und drückte nun wieder wie früher Ellenbogen und Kniee gegen beide Seitenwände der Höhlung; so über den dunkel und gefahrvoll gähnenden Schlund, wie in den Lüften schwebend, mußte er, von Handbreite zu Handbreite mit Ellenbogen und Knieen fortrücken; es gelang ihm, den jenseitigen Rand der Schlucht zu erreichen, der aber wegen des da liegenden, schweren Körpers des verendeten Bären kaum genügenden Raum gab, fest zu fußen. Regungslos lag hier das gewaltige Thier, selbst leblos noch Gefahr, dem weniger Muthvollen ein sicheres Verderben, den Tod des Verschmachtens bereitend.

Mit aller Kraft seines rüstigen Körpers, die von dem Gedanken an seine schauderhaft-gefahrvolle Lage noch gesteigert wurde, machte Konrad mit dem rechten Arm einen letzten Versuch, weil er mit der linken nicht von der felsigen Röhrenwand ablassen durfte, indem er befürchten mußte, den Anhaltspunkt zu verlieren. Da glitt sein rechter Fuß von einem der hervorstehenden Tropfsteinzacken ab; die Stütze vermissend, rutschte der Körper nach und unfehlbar wäre er in den Schlund hinabgestürzt und da dem schauderhaften Tode des Zerschmetterns oder des Verschmachtens überliefert gewesen, hätte er nicht noch im rechten Augenblicke den vorspringenden Tropfstein mit beiden Händen gefaßt, und sich so am Rande des Abgrundes erhalten.

Von Hunger und Anstrengung schon ganz erschöpft, — denn seit des Herabsteigens der beiden Jäger in die unterirdische Bärenhöhle war bereits der volle Tag dahin gegangen —, hätte Konrad durch das Anfassen des Steinzackens nur eine kurze Rettungsfrist gewonnen, da es ihm unmöglich gewesen wäre, sich in dieser Lage nur noch fünf Minuten lang zu erhalten. Moocan aber, die Gefahr seines Gefährten mit schnellem Blicke übersehend, rief ihm zu, alle Kräfte aufzubieten, um nur noch wenige Augenblicke auszudauern, da er Hoffnung habe, ihn zu retten. Das Wachslicht an den Rand der Schlucht setzend, daß es nicht erlösche und sie in volle Finsterniß begrabe, begann er den Uebergang über die Abgrundskluft, jedoch, durch Konrads Unfall gewarnt, rückwärts. Es gelang ihm auch, an der Seite des Bären seine beiden Beine hineinzuzwängen. Hierdurch war er wenigstens vor dem

Hinunterstürzen gesichert und er arbeitete nun mit fast übermenschlicher Kraft, seinen Körper, der bei weitem schlanker und geschmeidiger, als der seines weißen Bruders war, neben dem des Bären einzupressen.

Die Höhlung, — eigentlich Röhre, — war gerade hier sehr eng und niedrig, dagegen die Bestie von ungemeinem Umfange; dennoch gelang es dem Insulaner, sich zwischen Bär und Röhrenwand durchzudrängen und die andere Seite des Verendeten zu erreichen. Aber diesen von der Stelle zu rücken und nach jener Seite hinzuziehen, war die größte Schwierigkeit, welche zu überwinden Moocan sich nicht die Ruhe eines Augenblicks gönnen durfte, wenn er seinen Gefährten retten wollte; ungemein nützlich in seiner, riesige Kraft und riesige Ausdauer erfordernden Arbeit war ihm der vorragende Tropfstein, gegen den er seine Füsse stemmte und das schwere Thier an sich zog.

Der Schweiß floß in Strömen an ihm herab und eben hielt er, nur um Athem zu schöpfen, einen Augenblick inne, da tönte die matte Stimme des über den Abgrund schwebenden Konrads an sein Ohr, der ihn betheuert, seine Lage nicht mehr zwei Minuten aushalten zu können. „Muth, Muth! mein Bruder wird sogleich frei athmen können!" — rief Moocan dem Todbedrohten zu. Der Koloß wich der riesigen Kraft des Insulaners; der ihn über eine Strecke von zwei Fuß an sich hingebracht, dann mit Blitzesschnelle an dem Verendeteten sich vorbeigezwängt hatte und jetzt mit seiner Rechten Konrads Handgelenke umschlang.

Schwinge dich herauf, nur einmal, daß ich deinen Gürtel erfasse, rief er ihm zu.

Konrad war es nicht vermögend; kaum hörbar stöhnte er: „Ich kann nicht mehr, ich muß loslassen!"

Seine Kräfte waren gänzlich geschwunden; Moocan durfte nicht einen Augenblick mehr versäumen; mit einem ermunternden Zurufe ließ er Konrads Handgelenke los, schnitt mit schneller Hand ein Loch in die Haut des Bären, in das er mit der Linken hineingriff, um einen festen Anhalt zu haben, bog sich in den Schlund hinunter und packte mit der Rechten Konrads Gürtel. Dieser fühlte kaum seine Arme, die gerade auf dem Punkte der Erstarrung waren, durch diese kräftige Hilfe erleichtert, als er zu einem letzten Versuche noch einmal die Sehnen anstrengte; er gab sich einen Aufschwung und lag im Augenblicke, von seinem Retter unterstützt, mit dem Oberkörper auf dem Boden der Röhre.

Weiter hinein zu kommen, war Konrad durch den Leichnam des Bären gehindert, der noch immer die Röhre versperrte; jedoch hatte Konrad den wesentlichen Vortheil gewonnen, in dieser Stellung wenigstens etwas ausruhen zu können und der Gefahr des Hinabstürzens in die Schlucht entrissen zu seyn. Moocan fuhr rastlos fort, neue Versuche voll Anstrengung zu machen, den Bären in der Röhre weiter vorwärts zu bringen, zu einem mehr geräumigen Platze.

Endlich gelang es ihm und Konrad hatte nun so viel Raum, sich vom Rande der Schlucht ganz hinauf zu schwingen in die Röhre hinein. Beide Jäger waren zum Tode erschöpft, besonders Konrad durch das Erhalten seines Körpers in der Schwebe über den Ab-

grund mittelst des erfaßten Tropfstein-Vorsprunges; er lag da, fast besinnungslos.

Der mehr abgehärtete, an sich schon kräftigere Insulaner hatte sich bald erholt; er ermunterte seinen Gefährten, wieder an's Werk zu gehen, da noch ein schweres Stück Arbeit zu vollbringen sei, ehe ihnen das ersehnte Ziel winke. — „Unser Heimweg ist lang und beschwerlich — sagte er — und mein weisser Bruder wird nicht lange mehr den nagenden Hunger zu beherrschen vermögen. Möchte er das Bärenfleisch roh essen, während außerhalb dieser grabartigen Höhle Bruder Puppi bei einem herrlichen Feuerchen wartet, um uns köstliche Bärenschnitten zu braten und auch ein weiches Lager dort unser harrt? — Hier ist die Luft feucht und widerlich, auch wird uns bald die dichteste Finsterniß umgeben, denn unsere Kerzen sind niedergebrannt bis auf ein kurzes Endchen. Also frisch daran."

So erschöpft und der Ruhe bedürftig Konrad war, so ermannte er sich doch sogleich, dem Rufe seines Gefährten Folge zu leisten, da er wohl einsah, wie wenig sie zaudern durften, wenn sie nicht ihren so schwierigen Weg in voller Dunkelheit suchen wollten, wobei er mit Schauder an die mit Wasser gefüllte Eingangsröhre dachte. Den vereinten Anstrengungen der Jäger gelang es, die ungemein schwere Fleischmasse, indem Konrad schob und der Insulaner zog, nach einer Stelle vorwärts zu bringen, wo die Röhre eine Höhlung bildete, die doch wenigstens so viel Raum gab, daß die Beiden aufrecht sitzen konnten.

Moocan kroch von da zur Schlucht zurück, an dessen Rande sein weißer Bruder Büchse, Waidtasche und

Jacke gelassen hatte; schnell war er zurückgekehrt der bald niedergebrannten Kerze wegen und um das schwierige Geschäft, diesen unbehilflichen Koloß in dem engen Raume fortzubewegen, sobald als möglich zu beendigen.

Konrad machte den Vorschlag, dem Bären die Decke abzuziehen und blos die Keulen, Tatzen und Rippenstücke, in Felle eingeschlagen, mit fortzunehmen; aber der Insulaner war dagegen und behauptete nicht mit Unrecht, daß sie den Bären in seinem vollen Zustande eben so schnell aus der Höhle schaffen, als sie Zeit brauchen, ihn hier zu zerlegen, da der Raum für solche Arbeit zu beschränkt sei.

„Wie aber wird es möglich seyn, wandte Konrad dagegen ein —, den Bären hinauf in's Freie zu bringen? — Wir werden gezwungen seyn, die jetzt verschobene Arbeit an der Ausmündung der Röhre mitten im Wasser vorzunehmen, denn es übersteigt unsere Kräfte selbst, wenn Puppi Hilfe leistet, dieses schwere Unthier im Ganzen auf die Oberfläche zu schaffen."

„Mein weißer Bruder soll sich zu seiner Belehrung überzeugen, wie leicht wir unsere Beute an das Tageslicht bringen, und er wird sagen: Moocan hat Recht," entgegnete der Insulaner unter lautem Gelächter. Ohne die Zeit mit ferneren Unterhandlungen zu verlieren, begannen sie mit erneuertem Muthe ihre anstrengende Arbeit, nachdem Konrad seine Jacke angezogen, Büchse und Waidtasche so an sich befestigt hatte, daß sie ihm bei dieser Arbeit nicht hinderlich waren.

Langsam, sehr langsam rückten sie vor, doch erreichten sie nun den etwas geräumigen Theil der Röhre

und waren bald, ohne auch weiter ein Wort zu wechseln, da, wo das Wasser begann, und wo sie durch dieses ihren Weg verfolgen mußten, um wieder zum Tageslicht zu gelangen.

Bis hieher hatte ihr Wachslicht gedauert; jetzt war es niedergebrannt, flackerte noch einmal hell auf und verlosch. — Dichte Finsterniß umgab die Jäger, und einige Minuten lang wagte keiner einen Laut von sich zu geben, endlich brach der Insulaner das Schweigen und sagte: „An dem Verlöschen des Lichtes ist nichts gelegen; wir würden es doch haben zurücklassen müssen, denn mein weißer Bruder hat nicht drei Hände, daß er mit zweien den Bären zieht und mit der dritten die Leuchte hält, — wir wollen auch ohne Licht unsere Arbeit vollbringen."

„Aber, Freund, in das rabenfinstere Loch, das noch dazu mit Wasser gefüllt ist, — bei gänzlicher Finsterniß einzutauchen, ist doch wahrhaftig eine schwere Aufgabe," entgegnete Konrad.

„Besann sich mein Bruder, den Felsenzacken zu erfassen, als er ganz nahe daran war, in die Schlucht zu stürzen?" frug der Insulaner.

„Besinnen? da war wohl keine Zeit zum Besinnen; was hätte ich anderes thun wollen?"

„Und was will mein weißer Bruder hier beginnen? Mein Ohr ist offen und lauscht den Tönen des weißen Mannes."

„Du hast Recht, Moocan, — jetzt wie immer; laß mich vorangehen; meine Büchse bleibt hier, ich will sie später nachholen. Jetzt müssen wir uns freilich in Acht nehmen, unsern Weg nicht zu verfehlen."

„Die Röhre ist gerade und es führt kein Seitengang ab; es wird meinem Bruder kein Raum gelassen seyn, vom rechten Pfade abzuweichen, und bald wird uns Puppis lustiges Feuerchen entgegen leuchten.“

Nach diesen Trostworten seines heitern Gefährten kroch Konrad voran und zog mit Moocans Nachhilfe den Bären in's Wasser.

Dunkle, rabenschwarze Nacht umhüllte die beiden Jäger, und ihre Lage, in einer engen, nicht zwei Fuß hohen, zum dritten Theil mit Wasser gefüllten Röhre auf den Boden fortrücken und eine so schwere Last nachschleppen zu müssen, gehörte keineswegs zu den beneidenswerthesten, doch waren Beider Herzen von Muth gestählt und Konrads Innerstes belebten die schönen Gefühle des innigsten Vertrauens auf Gott.

Das Fortrücken im Wasser war unangenehm, aber es erleichterte das Fortschaffen des Bären; nach etwas mehr als halbstündiger Anstrengung leuchtete ihnen zum Lohne ihres kräftigen Ausharrens das ersehnte Tageslicht von oben durch die enge, schornsteinähnliche Oeffnung entgegen, als sie am Fuße des zur Leiter gebildeten Hiccorywood gelangten.

„Hallo da oben!“ — schrie Konrad aus voller Kehle und hielt beide Hände trichterförmig an den Mund, daß der Schall so viel lauter und sich verbreitender emporstieg.

Wenige Augenblicke darauf verdunkelte sich der Eingang und die fröhliche Stimme Puppis rief den beiden Jägern zu: „Willkommen, ihr Freunde, ich glaubte schon, ihr wolltet da unten wohnen bleiben.“

„Nicht einen Augenblick länger, als nöthig gewesen,“

rief Konrad, indem er mit Gewandtheit an dem rauhen Stamme hinaufkletterte und bald das so lange vermißte, heitere Sonnenlicht begrüßte. Aber mit Staunen sah er unter einem nahen Fichtenbaume ein gewaltiges Feuer lodern, und um dieses fünf Männer gelagert. Sie sprangen empor, um ihn zu bewillkommen; freudigen Gemüthes erkannte er in ihnen öftere Jagdgenossen.

Schnell kletterte er heraus aus dem nächtlichen Dunkel und stand, hochaufathmend, wieder in Gottes freier, herrlicher Natur. — Moocan war fast in demselben Augenblicke an seiner Seite und beide Jäger sahen sich schnell von allen Andern umrungen, die ihnen herzlich die Hand schüttelten und wissen wollten, wie die Jagd abgelaufen sei, denn der Insulaner sowohl als sein deutscher Gefährte waren mit Blut und staubiger Erde fast überzogen. Moocan aber hob sich auf den Zehen, und über die Schultern der ihn Umgebenden nach dem Feuer hinschauend, wo er Stücke von Hirschwildpret und einen saftigen Truthahn braten sah, schob er die im Wege Stehenden bei Seite, zog, am Feuer sich niederlassend, sein Messer heraus und begann nun vor allen Dingen den Lebensmitteln zuzusprechen, indem er mit vollen Backen versicherte, daß er stumm bleibe wie ein Fisch, so lange er nicht seinen wüthenden Hunger gestillt habe.

Lachend folgten die Uebrigen.

Aber Konrad ging von den Insulanern hinweg, tief in die Waldesnacht hinein, um da ungestört zu seyn in den Ergießungen seiner innigsten Gefühle; er ging dahin, um zu beten das inbrünstigste Gebet des

Dankes für Schutz und Hilfe in diesen furchtbaren Stunden der mannigfaltigsten Gefahren, der so oft ihn anstarrenden Nähe eines schrecklichen Todes durch die Tatze des Bären, durch den Sturz in die Schlucht. — Thränen der süßesten Freude, der tiefsten Rührung träufelten nieder aus den himmelwärts gehobenen Augen auf die gefalteten Hände des andachtsvollen Beters.

Geistig erquickt und gestärkt, als hätte er geschöpft aus dem geheiligten Borne eines überirdischen Lebens, trat er aus dem duftenden Gebüsche, dem stillen Zeugen seiner frömmsten Ergießungen, in den fröhlichen Kreis der Jäger, um sich nun körperlich zu laben und mit neuen Kräften auszurüsten, die dahin geschwunden waren unter den Mühseligkeiten und Gefahren von achtzehn schweren Stunden. Mit Jubelgeschrei wurde er empfangen und jeder dieser gutherzigen Insulaner bemühte sich, ihm Speise zu reichen, deren er so benöthigt war, jedoch sie langsam und mässig genoß, um nicht den so sehr geschwächten Magen zu überladen.

Die Waidmänner erfreuten sich einer so gesunden Eßlust, und während frische Schnitten von Hirschwildpret, dazu frisches Wildgeflügel, welches die Jäger erst an diesem Morgen erlegt hatten, an den kunstlosen, aus dem dünnen Stämmchen einer Fichte bereiteten Spieß gesteckt und gebraten wurden, begann Moocan, ein in seinem Stamme berühmter Vielfraß, der die Portionen von drei seiner Freunde in großer Eile verzehrt hatte und einer zweiten Mahlzeit mit Begierde entgegen sah, — den hochaufhorchenden Jägern die von ihm und Konrad bestandenen Mühseligkeiten und Gefahren zu schildern.

Als er geendet hatte, ohne die hochwichtigen Dienste, welche er seinem Gefährten geleistet, auch nur mit einem Worte zu berühren, verkündigte Konrad mit lauter Stimme: daß Moocan zweimal und zwar jederzeit mit eigner, großer Gefahr sein Lebensretter gewesen sei. — Bei diesen Worten umschlang er den Insulaner mit der Wärme brüderlicher Liebe: „Gott gebe mir die Freude, dir vergelten zu können, denn du hast mich dir auf ewig verpflichtet," — sprach Konrad mit thränenden Augen und drückte die schwülenharte Hand des erprobten Freundes an die tiefbewegte Brust.

„Mein weißer Bruder spricht gut, entgegnete Moocan, indem er seinem Gefährten mit Blicken der herzlichsten Anneigung zulächelte —, es ist aber nicht die erste Fährte eines Hirsches, nicht die erste Spur eines Raubthieres, der wir zusammen gefolgt sind und soll nicht die letzte seyn. Wo Moocan am Abend sein Lager aufschlägt, wird das Rindendach immer zwei Freunde vor Regen und Ungewitter schützen. Moocan und sein weißer Bruder sind Eins."

„Haben eure Lichter ausgereicht? — Ihr seid ja über achtzehn Stunden in dem pechfinstern Loche gewesen," frug Puppi.

„Aus sind sie gegangen und in der rabenschwarzen Dunkelheit mußten wir uns durchquälen."

„Habt ihr den Bären dicht unter dem Eingange der Höhle?"

„Er liegt am Fuße des Stammes, der uns zur Leiter diente."

„Was lagern wir so unthätig, rief einer der Insulaner, während kaum hundert Schritte von uns hin-

weg so herrlicher Braten von Bärenkeulen unserer harrt. Sehet dieses Seil, welches ich von meinen Hüften löse. Einer von euch Beiden steige hinunter und befestige das Seil um den Leib des Bären; wir fördern den schwarzen Burschen herauf an das Tageslicht."

„Gut, ich bin's zufrieden, sprach Konrad und nahm das dargereichte Seil an sich. Hat Keiner von euch eine Wachskerze oder Kienfackel?"

„Hier ist eine Kerze, rief einer der herangetretenen Insulaner, indem er eine dicke Wachskerze aus der Tasche seines breiten Gürtels hervorzog. Wollt ihr Gesellschaft haben, so begleite ich euch."

„Danke, danke, erwiederte Konrad, indem er die Kerze anzündete und sich dem Eingange der unterirdischen Höhle näherte, das wäre unnöthig und du würdest dich ganz zwecklos durchnässen. Der Weg zur Stelle, wo ich meine Büchse gelassen, ist kurz und ich lege ihn beim Lichtscheine schnell zurück; werft mir nur das Ende des Seils herab!"

Damit verschwand Konrad in dem engen Loche und gab bald das Zeichen zum Aufziehen des Bären. Bald lag die so mühsam und gefahrvoll erworbene Beute neben dem Feuer.

Konrad aber that sich selbst das feierlichste Gelübde, nie wieder auf diese Art nach einem Bären auszuziehen.

Neuntes Kapitel.

Der Jaguar.

Und doch bestand der verwegene, eifrige Waidmann wenige Monate darauf ein Abenteuer, welches das in der Bärenhöhle an Eigenthümlichkeit und Gefahr noch übertraf.

Es war der Winter mit stärkerm Schneefall als gewöhnlich gekommen und jetzt die beste Zeit, den Jaguaren*) nachzuspüren, die immer bei Winters Eintritt, von den fernen Südgebirgen in die Thäler herab streiften, Ströme durchschwammen, und, den Menschen, dem Wilde, den Hausthieren gefährlich, auf der Insel sich zerstreuten. Koral̃y allein hatte in dreizehn Wintern ein und zwanzig Jaguare mit dem Pfeile erlegt, überdieß siebzehn in Fallen und Wolfsgruben gefangen.

Aufmerksam den beschneiten Boden betrachtend, um ja keine Spur eines Jaguars zu übersehen, schlich Konrad im Walde dahin. Er sah eine Bärenspur, die ganz frisch war und zu einen Baum von ungeheuerem Umfange führte, der hohl war mit einer großen Oeffnung oben drin; deutliche Spuren am Stamme verriethen das Auf- und Abklettern eines Bären. Nicht blos Felsenklüfte, Erdhöhlen und Vertiefungen unter großen Bäumen, die ein heftiger Sturm mit einem großen Theile ihrer Wurzeln zu Boden gestürzt, sind

*) Jaguar — aus dem Katzengeschlechte, mit bräunlich gelber Farbe, er erreicht fast die Größe des Tigers.

in rauher Jahreszeit der Aufenthalt des Bären, sondern auch die geräumigen Höhlungen stammfauler Bäume.

In den Rinderissen dieser uralten Eiche die Füße einsetzend, arbeitete sich Konrad bis zum Rande der Höhlung hinauf, die an zwei Menschenlängen vom Boden entfernt war. — Der Bär hat eine scharfe Ausdünstung und als Konrad den Rand der Höhlung erreicht und in die finstere Tiefe hinab geblickt hatte, sagte ihm gleich der aus selber aufsteigende Geruch, daß hier ein Bär hause. Dicht darüber hatte der Baum noch eine Höhlung; die Neugierde, ob sie auch einen Bären beherberge, veranlaßte Konrad, zu dieser empor zu klettern. — Um dieses zu können, trat er auf den Rand der untern Höhlung. Aber dieser war faules Holz; er brach mit Konrad, nicht mehr vermögend, sich am Rande zu halten, der unter seinen Händen zerbröckelte, rutschte er pfeilschnell in die Tiefe des hohlen Baumes.

Ohne Verletzung da angekommen, war sein Erstes, den Boden, worauf er nun fußte, den Raum, der ihn einschloß, zu untersuchen; denn der Gedanke, diesen mit einem Bären zu theilen, war nicht der angenehmste. Die Untersuchung seines nunmehrigen erzwungenen Aufenthaltes führte ihn zur Ueberzeugung, daß hier wirklich ein Bär sein Lager, und dem scharfen Geruche nach es erst kürzlich verlassen habe, daß zugleich der Bär diesen hohlen Stamm schon seit längerer Zeit bewohne, zeigten die vielen und tiefen Klaueneindrücke an den sonst wie gehobelt glatten Wänden

des Stammes, die Konrad bei der betastenden Untersuchung der innern Höhlung des Stammes entdeckte.

Um ein Zusammenkommen mit dem Bären, welches jeden Augenblick zu erwarten und in so engem Raume gewiß nicht gefahrlos gewesen wäre, zu vermeiden, beeilte sich Konrad, aus dieser tiefen nächtlichdunkeln Gruft wieder an das Licht des Tages empor zu kommen; aber um an diesen glatten Wänden hinauf zu klimmen, dazu gehörte die Schärfe und die Kraft der Klauen eines Bären; jeder Versuch, mittelst Hilfe des Jagdmessers, des Tomahawks sich empor zu arbeiten, mißlang; es war der Tod des Verhungerns, des Verschmachtens, der hier des Unglücklichen harrte, denn wäre es ihm auch gelungen, mit seiner Büchse oder seinem Matrosenmesser den rückkehrenden Bären zu tödten, so würde er dadurch doch kein Mittel zum Erklettern des Randes der Höhlung gewonnen haben, und durch Schreien und Poltern Lärm zu machen und so Hilfe heran locken zu wollen, wäre Unsinn gewesen, der weiten Entfernung vom Dorfe und von seinen sonstigen Jagdgefährten wegen.

Es war das Gefühl einer unbeschreiblichen Angst, des furchtbarsten Entsetzens, das ihn zu Boden warf; aber bald erhob ihn wieder ein besseres Gefühl, das des Vertrauens zu Gott.

Noch betete Konrad; jetzt vernahm er ein dumpfes Geräusch draußen am Stamme; er hielt den Athem an sich und lauschte; es verdunkelte sich über ihm die Oeffnung, durch welche er in die Tiefe des hohlen Stammes gerutscht war; die dichte Finsterniß oben am Rande der Höhlung, ein tiefes

Brummen, das deutlich vernehmbare Gekratze an den Wänden des Stammes, alles dieses überzeugte ihn, daß der Bär gekommen sei, um in sein unterirdisches Lager niederzuklettern. — Der Bär kam herab in schauerlicher Langsamkeit, immer näher und näher; schon fühlte Konrad an seinen Händen, die er unwillkürlich, gleichsam zum Schutze, emporgestreckt hatte, eine Berührung der Haare des Bären; sie waren von dessen Hintertheile, da das Herunterklettern des Thieres nur von rückwärts geschehen konnte.

Da kam dem Hilfelosen ein Gedanke, der glücklichste, der in seiner Lage nur möglich gewesen. — Mit beiden Händen packte er die zottig-bepelzten Weichen, mit den Zähnen den kurzen Schweif des Bären. Dieser, — ein leicht zu schreckendes, ein scheuflüchtiges Thier, wenn er in argloser, träger Ruhe von einer ungeahnten Gefahr plötzlich überrascht wird, — arbeitete sich im Augenblicke, als er sich gepackt fühlte — mit ungeheuerer Kraftanstrengung und in wilder Fluchteile den Stamm hinauf, welchen er, nicht ahnend einen Mitbewohner seines einsamen tiefverborgenen Lagers, vor wenigen Augenblicken mit der ihm so lieben Bequemlichkeit herabgeklettert war.

Konrad ließ sich von dem gefürchteten Feinde, jetzt seinen Retter vom Tode des Verschmachtens, fortschleppen den Stamm hinauf bis zum Rande von dessen Höhlung. — Von da stürzte sich der Bär den Stamm hinunter in so rascher, heftiger Bewegung, daß Konrad, um einem gefährlichen Sturze zu entgehen, im Augenblicke, wo sein Oberleib zum Ueberschwung sich neigte, den Bären loslassen und an einer dicht am

hohlen Baume stehenden, jungen Palme sich gleichsam fangen mußte. — Der Bär floh in flüchtigster Eile der nächsten Dickung zu.

Konrad war gerettet aus einer Lage, an die er nie zurück denken konnte, ohne daß ein Schaudern seine Gebeine durchrieselte und ein heißes Dankgefühl, dem allmächtigen, allgütigen Helfer geweiht, sein Innerstes durchwallte.

Die ältesten Greise unter den Munkäpoyern erinnerten sich nicht eines Jahres, in welchem die Jaguare so zahlreich von den Südgebirgen auf diese Insel herabgekommen waren, als in dem ersten der Ankunft Konrads auf Munkäpoy. — Die Jäger, sie bildeten einen eigenen Verein, selbst im Kampfe mit feindlichen Insulanern, schlossen sich nie an die Krieger ihres Stammes an und fochten als eine eigene, selbstständige Truppe, — zogen aus gegen diese gefährlichen Raubthiere zu zwei und drei Mann, auch einzeln; Konrad war immer ein Jagdgefährte seiner Freunde Puppi und Moocan. — Mehr als hundert Jaguare waren die Beute der Jäger, von denen einige ein Opfer ihrer Kühnheit wurden; aber unter allen hatte sich Moocan den höchsten Ruhm erworben, nicht nur durch Fang und Erlegung der meisten dieser Raubthiere, sondern durch eine waidmännische That, die den höchsten Grad von Muth und Besonnenheit beurkundete.

Zu einer Morgenstunde, in welcher alle Munkäpoyer Jäger noch ruhten, nur von seinen beiden verlässigen Hunden begleitet, verließ Moocan seinen Wigwam, ließ die Gehölze links und rechts unbeachtet und schritt ununterbrochen fort, bis er in die Tiefe eines

wildverwachsenen, von Schluchten und Sturzbächen durchschnittenen Forstes eingedrungen war, worin noch kein Munkäpoyer auf Jaguare gejagt hatte; da durfte er auf sichere Beute rechnen.

Nachdem er sich und seine Hunde durch ein Stück getrocknetes Wildpret nebst Maisbrod erquickt, dann einen tüchtigen Schluck Brandy gethan hatte, ließ er die zusammengekoppelten Hunde von der Leine. Anfangs voll Begierde in weiten Sätzen dahinstürmend, dann die Nasen im eifrigen Suchen dicht am Boden haltend, gaben sie bald Laut, und verriethen dem erfahrnen Waidmann durch öfteres Schweigen, durch Hin- und Herlaufen auf umgestürzten Bäumen, auf alten, halbverfaulten Stämmen, durch das Erneuern ihres Lautgebens, daß sie die Spur eines Raubthieres verfolgten. Jetzt hatten sie einen freien Platz erreicht, auf dem das Raubthier offenbar eine Zeitlang verweilt und seine Spuren sich gekreuzt hatten, denn winselnd standen sie oft einen Augenblick still und durchsuchten dann, mit wildem Winseln hin und herspringend, den von dicht herabhängenden Schlingpflanzen fast wie mit einer lebendigen Mauer umgebenen Raum; sie kehrten immer wieder zum Mittelpunkte zurück und gaben da wieder einen fast heulenden Laut.

Moocan erreichte die Hunde und feuerte sie noch mehr an; sie verschwanden im nächsten Dickicht, worauf sie bald Standlaut gaben (auf einer und derselben Stelle ununterbrochen bellten). Als der Jäger dahin kam, fand er sie bei einer riesigen Eiche, an deren Stamm die Hunde bellend emporsprangen und in die

rauhe Rinde bissen, aus Ingrimm, daß dieser mächtige Baum ihrem Feinde Schutz gab.

Mit scharf spähendem Blicke untersuchte Moocan die dichtbelaubte Eiche und ersah bald die Gestalt eines ziemlich großen Thieres, das, in der Gabel zwischen zwei Aesten platt niedergedrückt, sich da zu verbergen suchte. Bald erkannte Moocan in diesem Thiere einen jungen, größtentheils ausgewachsenen Jaguar.

Schon hob er die Büchse, um das sich sicher glaubende Raubthier aus seinem Verstecke herabzuholen und lautlos schauten die Hunde voll Begierde bald nach ihrer Beute, bald nach dem Laufe der Büchse, aus dem sie mit jedem Augenblicke den Feuerstrahl heraus blitzen zu sehen hofften, bald nach den Aesten der Eiche, in deren Laub sie ihren Feind wußten.

Aber der Jäger setzte plötzlich seine Büchse ab und begann auf's neue den Baum mit noch größerer Aufmerksamkeit zu untersuchen. — Nach langem, scharfen Aufblicken schien er sich endlich von dem, was er wissen wollte, überzeugt zu haben; er lehnte seine Büchse an einen umgestürzten Stamm, der nicht weit von der Eiche lag, schnallte seinen Gürtel ab, in welchem das Jagdmesser und der Tomahawk stacken, warf seine Decke, die er wie einen zusammengerollten Mantel über der Schulter trug, zum Uebernachten im Walde, von sich und knüpfte ein Paar lange, geschmeidige Lianen zu einem Seil zusammen. Mit diesem kehrte er zur Eiche zurück, welche die Hunde, die zwar aufmerksam allen Bewegungen ihres Herrn gefolgt waren, dennoch nicht aus den Augen gelassen hatten.

Der kühne, dabei gewinnsüchtige Moocan wollte

den Jaguar nicht tödten, sondern lebendig in seine Gewalt bekommen, da er wußte, daß Thierkäufer (Nordamerikaner, die junge, wilde Raubthiere zusammenkaufen, eigentlich gegen Branntwein, Schießpulver, Blei, Flitterputz, Messer u. s. w. eintauschen) jährlich auf der dreizehn Sonnengängen entfernten, sieben Dörfer zählenden Insel Littlich-Koung sich einfinden und er da einen guten Handel zu machen hoffte. — Er begann, den starken Stamm, den er nicht umklammern konnte, zu erklettern, indem er das Lianenseil um selben wand, die beiden Ende des Seils, so kurz als er sie fassen konnte, ergriff und dann mit deren Hilfe, indem er bald mit dem rechten, bald wieder mit dem linken Arme sich bedächtig am Baume in die Höhe arbeitete, denselben erstieg. — Winselnd und heulend vor Begierde umsprangen seine Hunde die Eiche.

Langsam zwar, aber sicher klomm der kühne Waidmann an dem geraden, schlanken Stamme wohl über 40 Fuß empor, ehe er an die ersten Aeste kam und dort einen Augenblick Athem schöpfen und ausruhen konnte. — Hier fühlte er nach seinem Messer, ob das noch fest stack, blickte empor zum jungen Jaguar, der, ohne sich nur im mindesten zu bewegen, noch an demselben Aste wie früher dicht angeschmiegt lag, schlang sich das Seil, dessen er nun, da er die Aeste zum Anhalten hatte, nicht mehr bedurfte, um die Schultern und stieg, gewandt die Zweige als Sprossen seiner natürlichen Leiter benützend, schnell und leicht zu dem jungen Raubthier hinauf, das zwar, ohne sich zu regen, liegen blieb, dennoch die feurigen Blicke fest auf den nahenden Feind geheftet hielt.

Es waren aber andere, mehr noch glühende, mehr gefährliche Blicke, die das Fortschreiten des Jägers beobachteten, der von solch grimmiger, sein Leben bedrohender Nachbarschaft keine Ahnung hatte; es war die Mutter des jungen Jaguars, die auf einem dicht an der Eiche stehenden Baume, dessen Aeste in die der Eiche hineinragten, auf einem Aste niedergedrückt, zum tödtenden Sprunge da lag und mit dem Schweife leise wedelnd, nur die noch weitere Annäherung des Jägers zu erwarten schien, um mit gewaltigem Satze sich auf den Kühnen, der ihr Junges rauben wollte, zu werfen und ihn mit Zahn und Tatze zu vernichten.

Sorglos schwang sich Moocan von Ast zu Ast, und war schon dicht unter dem jungen Jaguar, der sich jetzt leise erhob und nach Art der Katzen den Rücken biegend auf dem Aste stand und nach dem Jäger herunterschaute, wohl aber die Gefahr, mit der dessen Nähe ihn bedrohte, noch nicht recht zu begreifen schien, da blieb Moocan auf der Stelle, die er jetzt erreicht hatte, wand das Seil von seinen Schultern, machte schnell eine Schlinge daraus, um sie über den Kopf des Jungen zu werfen und schaute, sich auf zwei andern Aesten feststellend, eben zu diesem empor, um den rechten Augenblick zu erhaschen, als er gerade gegenüber, keine zehn Schritte von sich entfernt, in die glühenden Augen der Jaguarmutter schaute, die sich eben zum entscheidenden Sprunge niederbog.

Von früher Jugend an im Walde lebend, mit den Gefahren bekannt, die den einsamen Jäger so oft bedrohen, bekannt und vertraut, behielt Moocan in diesem furchtbaren Augenblicke Geistesgegenwart und Be-

sinnung genug, schnell den Stamm der Eiche, auf dessen Aesten er stand, zwischen sich und die Jaguarmutter zu bringen, was ihm durch eine rasche Bewegung gelang; es war aber auch die höchste Zeit gewesen, denn in demselben Momente schnellte auch die Bestie auf den Platz herüber, den Moocan so eben verlassen hatte, und ihre mordfunkelnden Augen schauten in die des unerschrockenen Jägers, der mit dem linken Arme einen Zweig umfassend, in der erhobenen Rechten das blanke, scharfe Messer, mit jedem Athemzuge erwartete, das durch die Bedrohung ihrer Brut gereizte Thier auf sich herabspringen zu sehen.

Die Jaguarmutter, durch den starren, wilden Blick, welchen Moocan fest auf sie geheftet, so eingeschüchtert, daß sie keinen Angriff wagte, begnügte sich damit, ihr Junges beschützt zu wissen und jede Bewegung ihres Feindes auf das Aufmerksamste zu beobachten, während sie kaum sechs Fuß von ihm entfernt mit dem Schweife wedelnd dalag.

Anfangs glaubte sich Moocan verloren, denn wenn auch sein Messer, eine ganz ausgezeichnete Klinge, die beste, verlässigste Waffe selbst gegen das stärkste Raubthier seyn konnte, so war doch schon der Platz allein, auf welchem Moocan stand, und wo ihn der geringste Fehltritt hinabgestürzt und auf dem rauhsteinigen Boden zerschmettert hätte, nicht zum Kampfe mit solchem Feinde geeignet; kaum bemerkte er daher, daß die Jaguarmutter sich damit begnüge, ihn zu beobachten, als er schnell, mit größter Vorsicht, ohne eine rasche Bewegung zu machen, die das so leicht zu erregende Raubthier hätte reizen können, das Messer in die Scheide

schob und in aller Stille langsam seinen Rückzug antrat. —

Als die Jaguarmutter sah, daß der Jäger sich immer mehr von ihr entferne, folgte sie ihm langsam, mehrmal faßte Moocan den Griff seines Messers, wenn die schlanke Bestie zum Sprunge sich drückte; aber Aug' in Aug' hatte sie nicht den Muth dazu.

So erreichte Moocan den untern Ast wieder, schlang das Seil um den Stamm, erfaßte beide Ende desselben und glitt so schnell als möglich hinab. Die Hunde hatten aber indessen ihren Feind in den Aesten bemerkt, wie er ihrem Herrn folgte, und fast zur Verzweiflung getrieben, daß sie diesen Todfeind nicht erreichen konnten, drückten sie ihre unbändige Wuth durch unausgesetztes Emporspringen am Stamme und durch ein ohrenzerfleischendes Geheul aus.

Endlich hatte Moocan den festen, sichern Boden gewonnen, mit blutenden Händen, Armen und Schenkeln, die die rauhe Rinde des Stammes aufgerissen hatte; seine Kräfte waren erschöpft, seine Kniee zitterten; aber nicht einen Augenblick vergönnte er sich, um auszuruhen, sondern sprang zu den Baumstrunk, an welchem seine Büchse lehnte, ergriff sie und legte an, das gefährliche Raubthier aus seiner Höhe herabzuholen; aber zu erschöpft, bemühte er sich vergebens, das schwere Rohr auch nur eine Sekunde lang unbeweglich zu halten zum sichern Zielen; seine Arme zitterten; er war genöthigt, sich niederzuwerfen, um neue Kräfte zu sammeln; kein Auge verwandte er von der, jetzt dicht an dem Stamme angeschmiegten Jaguarmutter, neben der das Junge, keine Gefahr mehr fürchtend, mit em-

vorgestrecktem Schweife auf einem etwas vorragenden Aste stand und sich behaglich an der Mutter strich.

Bald hatte Moocan sich erholt; mit von der Ruhe, von der Begierde nach solcher Beute gestähltem Arme legte er die gute Büchse an die Wange; er zielte lange und sicher; der Schuß krachte; donnernd schallte das Echo von fernen Waldbergen herüber.

Die Jaguarmutter, vom tödtlichen Blei durchbohrt, zuckte zusammen, sprang auf und kletterte in wilder Flucht, von der Angst vor dem Tode, dessen Nähe sie fühlte, mit Stacheln gegeißelt, von Ast zu Ast bis hinauf in den Gipfel des riesigen Baumes; die schlanken Aeste schwankten unter ihr; jetzt hatte sie den höchsten Punkt erreicht; die schwachen Zweige des Gipfels der Eiche trugen nicht die schwere Last; — sie brachen und die Jaguarmutter stürzte, faßte mit den gewaltigen Tatzen noch im Stürzen, aber fruchtlos, nach Aesten, nach Zweigen, nach Blättern, und lag mit zerschmettertem Schädel, mit gebrochenem Rücken zu Moocans Füßen.

Aengstlich war der junge Jaguar seiner Mutter gefolgt bis zu den niedrigsten Aesten des Baumes; wie angefesselt an die Stelle, worauf er stand, starrte er auf die Leiche nieder, wohl nicht wissend und erkennend, warum seine Mutter so regungslos daliege. — Dieses Erstarren benützte Moocan, im Rücken des Jungen den zunächst stehenden Baum zu erklettern und von da dem Jaguar die Schlinge seines Lianenstrickes um den Hals zu werfen. — Ungeachtet der Wuth und Kraft, womit der vom Aste herabgerissene junge Jaguar sein jetzt schon gefährliches Gebiß, seine scharfkralligen Tatzen

gebrauchte, um die starken Hunde von sich abzuhalten, war er von dem kühnen, gewandten Jäger schnell geknebelt und an den Vorderfüßen gebunden.

Auf seinen Schultern trug Moocan den gefesselten Jaguar und das abgestreifte Fell der Jaguarmutter, die eine Höhe von 4, eine Länge von 13 Fuß gehabt, in das Dorf, und alle Einwohner eilten herbei, die werthvolle Beute zu besehen, den Sieger mit Worten, mit Gesängen des Lobes zu feiern. Moocans Ruhm als kühner, schlauer und gewandter Waidmann hatte durch diese That unter seinen Munkäpoyern den schönsten Glanzpunkt erreicht.

Zehntes Kapitel.

Das Kalabassenfest.

Durch sein freundliches, dabei würdevolles und untadelhaftes Betragen, durch seine Tüchtigkeit als Waidmann und Fischer, durch seine Nützlichkeit für das Allgemeine, welche er durch Unterricht im Feldbaue, durch Verbesserung der Ackergeräthe, durch Erweiterung des Handels mit den Häuten und Fellen der Hausthiere, wie auch des verschiedenen Wildes der Gemeinde Munkäpoy vielseitig bereitet hatte, durch seine Fertigkeit in der Sprache dieses Indianerstammes, vorzüglich aber durch seinen Muth, mit Unternehmungsgeist und List gepaart, welchen er in einem Kriege mit den feindlichen Nukrehavanern und durch deren allmählige Vertilgung so glänzend dargethan, hatte sich Konrad,

ein weißer Mann, ein sonst von den Wilden verächtlich genanntes Bleichgesicht, bisher der Gegenstand ihres Abscheues, unter den Munkäpoyern ein solches Wohlwollen, ein solches Vertrauen erworben und gegründet, daß er schon im dritten Jahre seines Aufenthaltes auf Munkäpoy von den Aeltesten des Volkes zum Kriegsobersten mit unbeschränkter Macht ernannt und als solcher von dem ganzen Stamme auf's freudigste anerkannt und unter großer Feierlichkeit ausgerufen wurde; — eine nach dem Range der regierenden Aeltesten die angesehenste und gewaltvollste Stelle auf dieser Insel.

Es wurde ihm ein eigner, die andern hoch überragender Wigwam erbaut, ein eigner Mann als Diener untergeordnet.

Konrads Ernennung zum Kriegsobersten wurde am Morgen des Kalabassenfestes dem Volke auf's feierlichste verkündigt.

Eine Beschreibung des Kalabassenfestes, wie es die Munkäpoyer feierten, finden wir in Konrads Tagebuch mit folgenden Worten:

„Eines Morgens näherte ich mich dem außerhalb des Dorfes gelegenen, von Fächerpalmen umschlossenen Berathungsplatze, genannt Tyutuy (ein kreisförmiger Rasenplatz, in dessen Mitte die Aeltesten ihre Rathssitzungen hielten und ihre Beschlüsse faßten); ich bemerkte, daß auf diesem Platze große Vorkehrungen getroffen wurden, die deutlich zeigten, daß irgend ein wichtiges Fest herannahe. Viele rannten eifrig hin und her, alle mit verschiedenen Aufgaben beschäftigt; einige schleppten ungeheure hohle Bambusrohre nach

dem Fluße, um sie mit Wasser zu füllen; andere jagten wild aussehenden Schweinen durch die Gebüsche nach und bemühten sich, sie einzufangen; eine Menge war damit beschäftigt, Früchte auf Blättern und in großen Gefässen pyramidenförmig aufzurichten."

„Nachdem ich diesem lebhaften Treiben eine Weile zugesehen hatte, ward ich durch ein die Ohren zerfleischendes Gekreisch, welches aus einem nahen Haine drang, dorthin gelockt. Als ich am Orte ankam, sah ich, daß es von einem großen Schweine herkam, welches mehrere Munkäpoyer am Boden festhielten, während Einer sich vergeblich bemühte, dem armen Thiere mit einem kurzen, dicken Prügel tödtliche Hiebe auf den Schädel zu versetzen. Immer fehlte er sein sich in lebhaften, hin und herreißenden Bewegungen sträubendes Opfer; aber trotz seiner Erhitzung und Abmattung fuhr er ununterbrochen in seinen mörderischen Bemühungen fort, und nachdem er eine genügende Anzahl von Schlägen ausgegeben hatte, gelang es ihm endlich mit einem wohlgezielten, dröhnenden Schlage das Schwein todt hinzustrecken."

„Ohne das Blut aus dem Körper zu lassen, packten vier Insulaner das Schwein gleich jeder bei einem Bein und schleppten es an ein hochloderndes Feuer, über welchem sie das Schwein hin und herschwangen, um es von den Flammen belecken zu lassen. — Der stinkende Geruch versengter Borsten verrieth den eigentlichen Zweck dieses Verfahrens. — Nachdem das Absengen vollendet war, wurde das Thier vom Feuer entfernt, wo die Eingeweide ausgenommen, dann der ganze Körper tüchtig mit Wasser ausgewaschen wurde.

Nachdem nun eine große grüne Decke, die aus den langen, dicken Blättern einer Palmenart mit kleinen Zwecken von Bambusrohr künstlich und sinnreich zusammengesteckt war, auf dem Boden ausgebreitet und das ganze Schwein sorgfältig hineingewickelt war, wurde dasselbe nach einem Backofen getragen, der schon bereit war, es aufzunehmen. — Hier wurde es auf bis fast zum Glühen erhitzte Steine gelegt und mit dicken Lagen von Blättern zugedeckt; über das Ganze ward ein Erdhügel aufgeworfen."

„Das war aber nicht das einzige Schwein, welches zur bevorstehenden Mahlzeit solche Bereitung erhielt; auf die nämliche Weise wurde mit so vielen verfahren, daß der Versammlungsplatz von einigen Reihen frisch aufgeworfener kleiner Erdhügel umgeben war, die wie lauter Ameisenhaufen aussahen. — In Truppen standen die Insulaner da, und handhabten ihre steinernen Stössel, um Massen von Mais in Mehl zu verwandeln, während Andere in den nahen Hainen grüne Brodfrüchte und junge Cocosnüsse sammelten."

„Mit recht angenehmen Empfindungen ergötzte ich mich an dieser hier allgemein gewordenen Thätigkeit, von dem heitersten Frohsinn begleitet, und trat dann zu dem Oberältesten, der von der Mitte des Tyutuy seine Befehle ertheilte. Er war außergewöhnlich guter Laune und gab nur zu verstehen, daß am andern Morgen Großartiges in den Hainen, besonders im Tyutuy geschehen werde; jedoch verweigerte er mir unter geheimnißvollem Lächeln nähere Aufklärung. Unter Einigen, die müssig dastanden und der Geschäftigkeit mit Wohlgefallen zusahen, bemerkte ich meinen

Freund und Jagdgefährten Puppi, der auf meine Fragen nach den Grund dieser auffallenden Vorbereitungen mich belehrte, daß Morgen das auf Munkäpoy so hochgehaltene Fest der Kalabassen gefeiert werde; er führte mich auch zu einer merkwürdigen pyramidenförmigen Zusammensetzung von etwa 9 Fuß Tiefe bis 10 Fuß Höhe, welche an einem besonders ausgezeichneten Platze stand. Sie war gebildet aus leeren Kalabassen *) und einigen glänzend geglätteten Cocosnußschalen, sehr ähnlich einem, unter den Insulanern besonders hochgeachteten Ehrengrabmal von Schädeln gefeierter Krieger."

„Als ich am nächsten Morgen, noch müde von einer Hirschjagd in den Felsenbergen, ziemlich spät erwachte, sah ich Männer und Weiber festlich geschmückt vor ihren Wigwams. Der liebliche Schmuck der Mädchen war ein den Hals umschlingender Kranz von wunderschönen, weißen Blumen, die dicht aneinander auf eine Tappafahne gereiht waren. — Aehnliche Verzierungen bedeckten die Schultern, und Blumenguirlanden umwallten den Kopf. — Eine Art Mantel, auf der einen Schulter von einer sorgfältig geordneten Rosette gehalten, umfloß in malerischen Falten den Rücken, und die Hüften umgürtete eine kurze Tunica von blendend weißem Tappa, an dessen unterm Theile rothe Rosen verschlungen waren. — Auf meinem Gange dahin fand ich alle Wigwams von ihren Bewohnern verlassen, denn Alles war schon bald nach Tagesanbruch dem Festplatze zugeströmt."

---

*) Eine Art Flaschenkürbis, welche zu Trinkgeschirren benützt werden.

„Da mir der Oberälteste durch zwei Männer des Rathes, — wie sich auch die Aeltesten des Volkes nannten, — begleitet von zwei Priestern und zwei Schontehne-gu (unter den berühmtesten Kriegern die zwei Vornehmsten), also durch eine förmliche Deputation das Ansuchen stellen ließ, bei dieser Feierlichkeit im Festkleide zu erscheinen, so hatte ich mich mit dem gewähltesten Festschmucke eines Kriegers der Munkäpoyer angethan, wohl wissend, daß ich diesen Insulanern keinen giltigern Beweis meiner Hochachtung und Liebe geben könne, als wenn ich in meinem Aeußern als Einer ihres Stammes erscheine."

„Die ganze Bevölkerung der Insel Munkäpoy war innerhalb der Grenzen der Haine um den von ihr heilig gehaltenen Tyutuy versammelt. — Sobald mich die Versammlung erblickte, erhob sie ein Bewillkommungsgeschrei, von dem die Lüfte erzitterten. — Die Aeltesten und Priester, angeführt von ihren beiden Oberhäuptern, gefolgt und umgeben von den zwölf ersten Kriegern in voller Schlachtbewaffnung schritten mir entgegen, und führten mich in die Mitte des Versammlungsplatzes. Hier faßten mich der Oberälteste und der Oberpriester, bestiegen, mich in ihrer Mitte führend, eine Art Tribüne, und verkündeten dem Volke, daß ich von den Aeltesten und den Priestern, von diesen Männern des Rathes zum Befehlshaber der Krieger von Munkäpoy ernannt worden sei. — Ein allgemeiner Ruf der freudigsten Beistimmung folgte der Verkündigung; sechs Krieger nahmen mich auf ihre Schultern und ich wurde im Triumphe durch die Reihen des jubelnden Volkes getragen."

„Es wurde nun mit gellenden Tönen aus riesigen Muscheln das Zeichen des Beginnens der Festmahlzeit gegeben, welcher auch von den Versammelten volle Ehre geschah.“

„Schilf- und Grasmatten bedeckten den Raum des Tyutuy; auf ihnen ruhten die Männer des Rathes, die Priester, die Häuptlinge, die Angesehensten unter den Kriegern und Jägern; mir ward die Ehrenstelle gegeben in Mitte der Versammlung, mir zur Rechten der Oberälteste, zur Linken der Oberpriester; Moocan, mein treuer Freund, der die Annehmlichkeiten, wie auch die Beschwernisse und Gefahren der Jagd immer redlich mit mir theilte, auch bei jeder Gelegenheit mir Beweise seiner wahren Anhänglichkeit gab, ließ sich die Freude nicht nehmen, an diesem meinem Ehrentage mich beim Mahle zu bedienen, als wäre er dazu verpflichtet.“

„Dem Schmause folgte sogleich die Tabakspfeife. Der Rauch war aus großen Pfeifenköpfen eingeathmet, die aus den Schalen der Cocosnuß geschnitzt waren und allerlei Götzenbilder darstellten. Die Pfeifen gingen von Mund zu Mund unter den neben einander in liegender Stellung ruhenden Rauchern, welche sie nach zwei bis drei tüchtigen Zügen ihrem Nachbar hinreichten, indem sie dieselbe dabei öfter über Schlummernde wegstreckten, welche sich an Speise und Trank zu gütlich gethan hatten und jetzt den Schlaf der Verdauung schliefen. — Ich unterhielt mich mit den Aeltesten und den Priestern auf eine für mich sehr angenehme Art, indem ich ihnen von Europa, von meinem Vaterlande, von unsern Sitten und Gebräuchen erzählte und da-

durch in mir manche liebe Erinnerung an manche liebe Begebenheit wieder aufleben machte."

„Der zweite Tag des Kalabassenfestes wurde mit noch größerm Lärmen eröffnet, als der erste. Es schien, als ob die Felle von unzähligen Schafen unter den Schlägen von einem vollständigen Bataillon der eifrigsten Tambours erdröhnten. Der Lärm weckte mich aus meinem Morgenschlummer, und als ich aus meinem Wigwam trat, sah ich das Volk nach den Festplatz strömen. Ich war sehr gespannt, die sonderbaren Ereignisse zu sehen, deren Vorläufer dieses neue Gelärme seyn mochte, und wünschte auch sehr, die Instrumente zu sehen, auf denen dieser ohrbetäubende Spektakel gemacht werde. Nachdem ich mich im nahen Fluße gebadet, zum himmlischen Vater mit Inbrunst gesprochen und mich mit dem Costüme meiner neuen Charge ganz im Geschmacke der Munkäpoyer angethan hatte, schritt ich nach den Hainen des Tyutuy.

„Der freie, diesen Platz kreisförmig umschließende Raum war blos von Weibern und Mädchen belebt, während die Männer und Jünglinge in den verschiedensten phantastischen Anzügen am Saume der Haine sich gereihet hatten. Unter den Tönen einer schauderhaft gellenden, unharmonischen Musik tanzten die Mädchen; die Weiber gaben durch einstimmiges Händeklatschen die Veränderung des Tanzes an."

„Ich begab mich in eine mit Palmenblättern bedeckte, auf drei Seiten vergitterte, gegen Osten offene, von Bambusstäben errichtete Halle, worin sich die Vornehmsten dieser Gemeinde auf hoch aufgeschichtetem, lieblich duftendem Grase gelagert hatten, in deren Mitte

mir der Ehrenplatz gegeben wurde; jetzt hatte sich außerhalb dieser Halle auch die Einwohnerschaft in zahlreichen Gruppen unter den Bäumen niedergelassen, Knaben und kleine Mädchen eilten nun zu der fast unübersehbaren Reihe von Gerüsten, die zu den Füßen hoch aufgestellter, häßlicher Götzenbilder aufgerichtet und mit verschiedenen Fleisch- und Mehlgerichten, mit Früchten und Getränke bedeckt waren; sie brachten das Bessere in die Halle und das Uebrige dem Volke."

„Auf diesen mit blühenden Zweigen, Blumen und verschiedenfarbigen Baumblättern geschmückten Gerüsten waren grüne Früchte des Brodbaumes in niedlich geflochtenen Körben von Cocosblättern, Bündel reifer Bananen, Mainnen-Aepfel und die goldige Frucht des Artubaumes sinnig geordnet; die Fleischgerichte sah man auf eignen Gerüsten in großen Muschelschalen, die auf Blumenkränzen ruhten. — Hinter diesen waren in zwei gleichlaufenden Reihen Trommeln aufgestellt, die, wenigstens 15 Fuß hoch, aus hohlen Stämmen riesiger Bäume gemacht waren. Die Ausmündungen derselben waren mit Fischhaut überspannt. Hinter diesen gewichtvollen Instrumenten waren niedrige Gerüste erbaut, auf welchen eine Anzahl junger Männer stand, welche, indem sie mit flacher Hand auf die Trommelfelle schlugen, den Höllenlärm hervorbrachten, der mich am Morgen geweckt hatte. Nach Verlauf von je einigen Minuten sprangen die musikalischen Künstler von ihrem Platze herab unter die Menge und ihre Stellen wurden immer gleich von andern jungen Männern eingenommen. So wurde dieser betäubende Lärm fast ununterbrochen erhalten."

„Genau in der Mitte des Vierecks waren mehr als hundert dünne, frischgeschnittene, von ihrer Rinde befreite Stangen senkrecht aufgepflanzt, an deren Spitzen lange, dünne Wimpel von schneeweißem Tappa flatterten; das Ganze war mit einem kleinen Gehege von Zuckerrohr eingefaßt. Welchen Zweck diese sonderbaren Verzierungen hatten, suchte ich vergebens zu erforschen."

„Einen auffallenden Punkt in dem so bunt und so lebhaft bewegten Bilde machten zwölf Greise, — in Ruhestand zurückgezogene Priester, die aus Altersschwäche ihrem Dienste nicht mehr vorstehen konnten; sie saßen mit unterschlagenen Beinen auf erhöhten, rohrgeflochtenen Sitzen und unterhielten fortwährend einen eintönigen Gesang. In der rechten Hand trugen sie Fächer, feingewebt aus hellem und dunkelm Grase, mit schweren, künstlich geschnitzten Griffen von schwarzem Holze; diese Fächer hielten sie in ununterbrochener Bewegung."

„Den ganzen Tag erklangen die Trommeln, sangen die greisen Priester, belustigte sich die Menge mit Essen und Trinken, ertönte der Platz von Freudengeschrei, zitterte der Boden unter den gewaltigen Sprüngen unermüdbarer Tänzer und Tänzerinen; bei Sonnenuntergang verlor sich allmählig die Menge und Ruhe und Stille waltete im Tyutuy und in den ihn umschließenden Hainen.

„Am nächsten Tage bis zum Abende wurde dasselbe so bunt und geräuschvoll bewegte Leben erneuert und damit endigte dieses sonderbare Fest, dessen Ur-

sprung und Zweck mir kein Munkäpoyer klar machen konnte; es wurde gefeiert, weil es immer so geschehen."

Eilftes Kapitel.

Das Porträt und der Tätowirer.

Es war im neunten Jahre von Konrads Aufenthalt auf der Insel Munkäpoy, als eine Begebenheit eintrat, die sein stilles, aber heftiges Sehnen nach Wiederkehr in den Kreis der Seinigen noch heftiger aufwallen machte.

Unter den vielen Kenntnissen, die Konrad im Bereiche der schönen Künste sich erworben hatte, war auch die des Zeichnens und des Porträtirens, worin er bis zur Meisterschaft fortgeschritten war. In einem der Fässer, die er in Korally's Wigwam gefunden, entdeckte er ein Kästchen mit Pastellfarben; sein erster Gebrauch davon war, den guten Korally abzubilden, dem natürlicher Weise die Malerei etwas ganz Fremdes und Unbekanntes, daher jeder Strich des Farbenstiftes ein Gegenstand des größten, nur dankbaren Erstaunens war; es ging kein Tag dahin, ohne daß Korally sein trefflich gelungenes Porträt mehrere Stunden hindurch ununterbrochen betrachtete und so lieb gewann, daß er es dem Werthe seines schönsten Götzenbildes gleichstellte.

Nie hatte Konrad, während er unter den Munkäpoyern gelebt, dieser Farben und seiner Kunst gedacht, bis einer der Priester nach einer Abwesenheit von beinahe dreizehn Jahren, die er unter ferne woh-

nenden, aber dem Stamme der Munkäpoyer auf's innigste befreundeten Insulanern hingebracht hatte, wieder in seine Heimath zurückgekehrt war. — Tabao, so hieß der greise Priester, hatte einen so ausgezeichnet schönen, einen so ehrwürdigen Apostelkopf, daß Konrad sich hingerissen fühlte, diesen abzubilden. — Die Munkäpoyer vernachlässigten die Jagd, den Fischfang, ihre häuslichen Geschäfte, ihre Spiele und Tänze, um den Fortschritten des Farbenstiftes mit immer sich mehrendem Erstaunen zu folgen. Konrad mußte die Achtung und Liebe, mit welcher diese Insulaner ihm zugethan waren, bald aber die Macht und das Ansehen, welches er als ihr Kriegsoberster besaß, in Anspruch nehmen, um das Zuströmen und Herandrängen der Neugierigen nur so weit zu mindern, daß ihm zum Malen eine freie Bewegung blieb.

Anfangs hatten die schlichten, ungebildeten, dazu, wie alle Wilden, ungemein abergläubischen Munkäpoyer die Folgen eines solchen wunderbaren, für sie unbegreiflichen Verfahrens gefürchtet; da ihnen jedoch Konrad darüber so viele Belehrung gab, als sie zu fassen vermochten, so fingen sie an, die Abbildung als eine ihnen zu ertheilende Ehre zu betrachten, und boten Alles auf, sich in der vollen Herrlichkeit ihres eben so verschiedenartigen als lächerlich-überladenen Putzes zu zeigen. Konrads Wigwam war fortwährend mit den Häuptlingen des Stammes angefüllt, die ihren Platz nach dem Range behaupteten, welchen ihnen die mehr oder minder lange Bekleidung dieser Ehrenstelle verliehen hatte. Wer nicht als Aeltester, Häuptling, Priester oder Hauptkrieger und Hauptjäger eine höhere

Stellung in der Munkäpoyer Gemeinde behauptete, wurde von der Abbildung ausgeschlossen.

Aber die beiden ältesten Priester, deren Ausspruch diesen Insulanern als eine heilige, als eine Stimme ihres Götzen galt, waren von jeher Konrads heimliche Gegner und Widersacher, da sie gegen alle Bleichgesichter (Weiße) einen eingewurzelten Haß hegten. Die bei jeder Gelegenheit sich bethätigende Liebe ihrer Stammglieder zu dem weißen Manne trat ihrem Verlangen, ihm schädlich zu seyn, immer verhindernd entgegen; aber jetzt benützten sie — die Verständigsten dieser Gemeinde — deren Aberglauben, um durch ihn Konrad zu verderben. Sie setzten sich von frühem Morgen an bis zur Abendstunde an den Eingang von Konrads Wigwam und fingen an, die Gemüther derjenigen, welche herbei kamen, um sich abbilden zu lassen, mit Furcht und abergläubischem Schrecken zu erfüllen. Sie sagten ihnen nämlich: „Alle diejenigen, welche sich abbilden lassen, seien Thoren und Mörder des eigenen Lebens; denn in kurzer Zeit würde die Folge dieser von ihrer Gottheit verworfenen Abbildung seyn, daß sie plötzlich sterben; alle diese Bilder, die viel Leben in sich hätten, nehme das Bleichgesicht mit hinweg; dadurch bekäme er nach ihrem Tode auch ihre Seelen in seine Gewalt und sie würden dann in ihrem Grabe nicht schlafen können und nie Ruhe haben.“

Diejenigen, die Konrad schon gemalt hatte, schämten sich, die Angst einzusehen, die ihnen die Aussprüche ihrer beiden Priester, die ihnen für Orakelsprüche galten, einjagte; und diejenigen, die nach ihrem Verlangen abgebildet werden sollten, waren zu stolz, sich an

Herzhaftigkeit von ihren Vorgängern übertreffen zu lassen; sie trotzten der Gefahr, wenn sie auch vor ihrer verderblichen Einwirkung im Geheimen zitterten.

Eines Morgens malte Konrad das Bild des Ma-tho-pa, des Häuptlings der Pfeilschützen, — eine edle freie Gestalt. Er hatte ihn im Profil (Seitenansicht eines menschlichen Antlitzes) gezeichnet, so daß ein Theil seines Gesichtes im Schatten blieb, und das Bild war schon fast vollendet, als Thyo-pippon, einer der beiden ihm feindlichen Priester, mit finsterm, tückischen Blicke in Konrads Wigwam trat, sich gerade dem Bilde gegenüber niederkauerte, es lange betrachtete und dann mit verächtlichem Lächeln ausrief: „Matho-pa ist nur ein halber Mann!"

Todtenstille herrschte auf diesen Ausspruch; keiner der vielen Anwesenden wagte laut zu athmen, keiner bewegte ein Glied; nur ihre Augen flogen von einem zum andern, in stummer, begieriger Erwartung, zu hören, was jener darauf erwiedern werde. Während dieser ganzen Zeit, die für Konrad eben nicht die sorgloseste war, hatten Matho-pas Augen den Punkt nicht verlassen, auf dem sie bis jetzt geruht hatten; nur ein leises Zucken seiner Lippen ward bemerkbar, und er frug mit fester Stimme: „Wer sagt das?"

„Thyo-pippon sagt es," — lautete die höhnisch ausgesprochene Antwort, — „und Thyo-pippon vermag es zu beweisen."

Jetzt wandte aber Matho-pa langsam den Kopf nach seinem kühnen Angreifer und heftete fest und ernst die in den Flammen des Ingrimms leuchtenden Augen auf den Priester, vor welchem er keine Furcht hatte.

Tiefe Verachtung im Blicke frug er mit drohender Stimme: „Warum sagt Thyo-pippon solche Worte?“

„Frage den Maler; der soll es dir sagen; er weiß, daß du nur ein halber Mann bist; er hat nur die eine Hälfte deines Gesichts gemalt; er weiß, daß die andere zu nichts gut ist.“

„Laß es den Maler sagen und ich will es glauben; wenn es aber Thyo-pippon sagt, so ist es eine Lüge.“

Der heftige zürnende Wortstreit zwischen dem Priester und dem Häuptling der Pfeilschützen wäre in Thätlichkeiten ausgeartet, hätten nicht die übrigen Häuptlinge beide Feinde getrennt und den Ausspruch gethan: „sie sollen thun, wie es braven Munkäpoyern gebührt.“

„Gut, — sagte Matho-pa, — du bist Priester, aber auch der zweite Häuptling der Büchsenschützen; ich führe gewöhnlich die Büchse nicht, denn der Pfeil ist meine Waffe; aber ich ergreife das Feuergewehr, und bist du ein würdiger Häuptling und nicht blos tückisch und höhnisch, sondern muthvoll, so erwarte ich dich 300 Fußstapfen (Schritte) von hier an der dürren Sycomore.“

Beide verließen den Wigwam mit kochendem Blute, hingerissen von mordgieriger Rachsucht, und eilten in ihre Hütten.

Matho-pa lud seine Büchse und warf sich dann, wie es die Sitte der Munkäpoyer erheischt, mit dem Gesichte auf die Erde nieder, den großen Geist um Schutz und Hilfe anflehend; sein Weib, die ihn in höchster Aufregung sah, die Ursache davon nicht wußte,

aber ihres Mannes furchtbare Heftigkeit kannte, fürchtete üble Folgen und zog heimlich die Kugel aus der Büchse.

In diesem Augenblicke ertönte vor des Matho-pa Wigwam Thyo-pippons gellende Stimme: „Wenn Matho-pa kein feiger Hund ist, so mag er es beweisen und mir folgen an den Stamm der verdorrten Sycomore.“

Matho-pa, — umgeben von seinen Freunden, — folgte raschen Schrittes dem Gegner, der eine nicht minder zahlreiche Umgebung hatte. Sie standen nur in geringer Entfernung von einander mit angelegten Büchsen sich gegenüber, sie feuerten zu gleicher Zeit; Matho-pa wälzte sich in seinem Blute. Wunderbarer Weise war gerade jener Theil seines Gesichtes von dem Schuße zerrissen, der in der Abbildung nicht gesehen werden konnte, und von dem Thyo-pippon gesagt hatte: „er sei zu nichts gut.“ — Bald war er todt.

Im Augenblicke stand sich ganz Munkäpoy in furchtbarer Aufregung gegenüber, der eine Parthei nehmend für den Priester, der andere für den Getödteten. Der Priester mußte fliehen, von einem Kugel- und Pfeilhagel gefolgt, aber seine Freunde verließen ihn nicht. Wochen waren vergangen, bis der Flüchtling es wagte, in seinen Wigwam zurückzukehren. Die Männer des Rathes entsetzten ihn seiner Würde als Priester, seiner Stelle als Häuptling. Er ging in die Berge und lebte dort in einer Schlucht als Einsiedler, von der Jagd und dem Fischfang sich nährend. — Matho-pas Eheweib starb nach wenigen Wochen, aus Gram über den Verlust dieses Mannes, dem sie so zugethan war, sich selbst anklagend als seine Mörderin,

da sie die Kugel aus dem Rohre gezogen und so den Wehrlosen des Selbstschutzes beraubt hatte.

Aber alle die schönen Bande des Vertrauens, der Liebe, mit welcher die Munkäpoyer an Konrad, den Fremdling, bisher gefesselt gewesen, waren durch Ma-tho-pas Tod zerrissen. Die Freunde des Getödteten, wie auch die des Mörders haßten ihn mit gleichem Haße; der Weiße hatte durch seine Kunst verursacht, daß der Eine dem Leben entrissen, der Andere zur Flucht vom heimathlichen Herde gezwungen war. Von allen Munkäpoyern wurde Konrad als der Schöpfer eines Ereignisses angeklagt, wie in diesem Stamme sich noch nie begeben, und wodurch so Viele in tiefe Trauer versetzt wurden. Nur Puppy und Moocan blieben treu dem Gehaßten: sie führten ihn nächtlicher Weile mit sich fort aus dem Dorfe, denn in jedem Augenblicke drohte seinem Leben Gefahr; sie führten ihn fort in eine ferne, wildreiche Waldung, errichteten ihm aus Baumstämmen, Zweigen und Blättern eine Hütte, jedem menschlichen Auge verborgen, um da zu weilen, bis sich der Sturm des Aufruhrs gelegt habe.

In kürzerer Frist, als man geglaubt, wurde Konrad von Puppi und Moocan in das Dorf zurückgeleitet. Der mit den Munkäpoyern in Feindschaft und Fehde lebende Stamm der Typ-atous-Indianer hatte auf ihrer Insel einen Einfall gemacht; die Munkäpoyer hatten Konrads Muth, seine Geschicklichkeit im Gebrauche des Feuergewehres, seine kluge Anführung im Kriege schon so oft erprobt, daß sie die, ihrer Ueberzahl und guten Bewaffnung wegen ihnen sehr gefährlichen Typ-atous nicht besiegen zu können glaubten,

wenn nicht Konrad an ihrer Spitze stehe. — Er rechtfertigte aber auch das Vertrauen der Munkäpoyer durch einen glänzenden Sieg, mit welchem er sich schon im ersten Kampfe gekrönt hatte. Dieser Sieg, der den Munkäpoyern nur wenige ihrer Waffengefährten, dem Feinde aber mehr als die Hälfte seiner Mannschaft gekostet hatte, war der Stifter eines Freundschaftsbündnisses, das den Munkäpoyern reiche Früchte gewann.

Der Friede war geschlossen und der weiße Mann von den Insulanern höher gefeiert, inniger geliebt, als je.

Und es trat nach vier Jahren wieder ein Ereigniß ein, das Konrads sehnsuchtsvolles Verlangen, Munkäpoy in beflügelter Eile zu verlassen und in die geliebte Heimath zurückzukehren, auf's höchste steigerte.

Eines Abends vom Fischfange heimkehrend, wurde Konrads Aufmerksamkeit, als er an einem dichten Gebüsche vorbei kam, von einem sonderbaren Geräusche erregt. Als er in das Dickicht eindrang, bot sich ihm ein Anblick dar, der für ihn eben so überraschend als unangenehm ergreifend war.

Ein Munkäpoyer lag flach auf dem Rücken am Boden, und Trotz seines Schweigens und seiner Ruhe war es doch sichtbar, daß er schreckliche Schmerzen litt. Sein Peiniger stand über ihn gebeugt und arbeitete mit einem Instrumente in seinem Gesichte, gleichgiltig wie der Bildhauer mit dem Meissel in Marmor arbeitet. Es war ein Tätowirkünstler, der sich mit der Verschönerung des Liegenden beschäftigte. In einer Hand hatte er einen kurzen dünnen Stock mit einem Haifischzahne an der Spitze, auf dessen oberstes Ende

er mit einem kleinen hölzernen Hammer schlug, indem er so die Haut punktirte und mit einer färbigen Maße tränkte, in welche die Spitze des Haifischzahns getaucht war. Eine mit dieser Flüssigkeit gefüllte Cocosschale stand neben ihm auf dem Boden. — Neben dem Liegenden war ein Stück schmutziger Tappa und auf diesem eine große Anzahl von sonderbaren kleinen Knochen und Holzstücken ausgebreitet, die der Tätowirer zu seiner Arbeit nöthig hatte. — Einige davon endigten in eine einzige faserige Spitze und wurden wie feine Pinsel verwendet, um der Tätowirung die letzte Vollendung zu geben, auch um die Augenlieder zu bearbeiten; andere zeigten mehrere Spitzen in einer Linie, etwa wie die Zähne einer Säge; diese wurden bei größerer Arbeit gebraucht, namentlich beim Punktiren der Linien; einige hatten die Spitzen in einer gewissen Ordnung, so daß sie mit einem einzigen Hammerschlage eine unauslöschliche Figur auf dem Körper hinterließen. Mehrere andere hatten sonderbar gebogene Stiele, bestimmt, in die Krümmungen des Ohres gesteckt zu werden, um dort die Spuren des Tätowirens zu hinterlassen.

Der Liegende war ein Greis, dessen Tätowirung durch das Alter etwas verblichen war und der Auffrischung bedurfte.

Zu vertieft in seine Arbeit, hatte der Künstler Konrads Gegenwart längere Zeit nicht bemerkt; als er jetzt zufällig aufblickte und des weißen Mannes ansichtig wurde, faßte er ihn mit scharfem Auge, mit einer Art freudiger Ueberraschung, denn er mochte geglaubt haben: der Weiße sei gekommen, um seine Kunst

in Anspruch zu nehmen. Er versicherte, sehr bald mit dieser Arbeit zu Ende zu seyn, um sogleich an dem vermeintlichen neuen das Tätowiren beginnen zu können. Da dieser ihm aber bedeutete, daß er sich durchaus irre in Bezug auf dessen Hierseyn, so war seine Trauer unbegrenzt. Als er sich wieder beruhigt hatte, schien er fest entschlossen, dieser Versicherung nicht zu glauben, sondern faßte seine Instrumente und bewegte sie in schrecklicher Nähe von Konrads Gesicht hin und her, indem er alle Handgriffe seiner Kunst machte und zugleich in das größte Lob der Schönheit seiner Zeichnungen ausbrach.

Von dem Gedanken, lebenslänglich entstellt zu werden, wenn es dem Tätowirer, dessen Aeußeres eine riesige Stärke verrieth, gelingen würde, ihn zu Boden zu werfen, zu knebeln und jedes Widerstandes unfähig zu machen, wurde Konrad so heftig ergriffen, daß er dem Gefährlichen zu enteilen suchte; aber wie erschrack er, als zwei eben dazu gekommene Munkäpoyer ihn umfaßten und gutmüthig, aber dringend baten, sich tätowiren zu lassen. — Durch seine wiederholte Weigerung wurden sie in ihrem Verlangen noch heftiger und es schien der für Konrad entsetzliche Augenblick gekommen zu seyn, ein Opfer der Munkäpoy'schen Tätowirwuth werden zu müssen. In der Verzweiflung hielt er dem Künstler seinen Arm hin, um an selbem die Meisterschaft zu vollbringen. Aber mit Entrüstung verwarf der Beleidigte so werthlosen Ersatz, setzte aber seine Angriffe auf Konrads Gesicht fort, als ob kein geringerer Gegenstand ihn befriedigen könne. Als sein Zeigefinger über Konrads Gesicht glitt und die Linien der

gleichlaufenden Doppelstriche, von denen es gleichsam wie von einem Rahmen eingefaßt werden sollte, bezeichnete, wurde Konrad von Angst und Verzweiflung so heftig aufgeregt, daß er plötzlich Kraft gewann, sich von den drei Insulanern loszureißen. — Mit einer Eile, als würde er von einem wuthvollen Hunde verfolgt, floh er seinem Wigwam zu; die schrecklichen Instrumente in beiden Händen hoch empor haltend, rannte der Künstler wie rasend hinter dem Fliehenden her, unterließ jedoch in der Nähe des Wigwams seine Verfolgung.

Am andern Tage, eine Stunde vor der Zeit, in welcher alle Bewohner des Dorfes Munkäpoy regelmäßig ihre Mahlzeit hielten, wurde Konrad durch einen der sechs Krieger, welche im Tyutuy bei Tag die Wache hatten, aber die Nacht hindurch abwechselnd das Dorf in größter Stille umgehen mußten, zu lauschen, ob kein feindlicher Ueberfall drohe, vor die Versammlung der Männer des Rathes gerufen. Da hatten sich versammelt die Oberhäupter der Gemeinde, die Häuptlinge der Krieger, Jäger und Feldbebauer, die Priester, die Aeltesten des Stammes; hinter ihnen in ihrer Mitte stand der Tätowirkünstler. Sein Anblick erregte in Konrads Innersten eine schlimme Ahnung; daß sie eine gegründete war, zeigte sich nach wenigen Augenblicken.

Der Oberpriester erhob sich von seinem Sitze, hielt mit feierlichem Anstande eine lange Rede zum Lobe der Tätowirung und schloß sie mit der Erklärung: „Die Männer des Rathes von Munkäpoye haben den Ausspruch gethan, daß der Kriegsoberst dieses Stammes

durch seine hohe Stellung und als ein Mitglied desselben verbunden sei, diejenige Art der Tätowirung anzunehmen, welche seinem Range gebühre und zugleich seine Verbrüderung mit dem Stamme beurkunde."

In wenigen, aber bestimmten Worten wies Konrad diese Auszeichnung von sich; mit kräftiger Stimme erklärte er: „durch das ihm erwiesene Vertrauen, zum Kriegsobersten erwählt worden zu seyn, zwar sehr geehrt sich zu fühlen, aber deßwegen nicht als ein Eingeborner sich betrachten zu können; sein Bewußtseyn sage ihm, während der dreizehn Jahre seines Lebens und Waltens im Kreise der edlen Munkäpoyer diesen so viel genützt zu haben, daß er von ihnen eine Belohnung zu fordern berechtigt sei. Als Belohnung seiner geleisteten Dienste verlange er, daß man ihm nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr nach Europa, sondern auch die Mittel verleihe, eine Stadt am Meere zu erreichen, wo er Schiffe finde, die nach Europa's Küsten segeln."

Ein allgemeine Stille herrschte nach Konrads Erklärung; das Erstaunen über seine Verweigerung, der Ehre des Tätowirens gewürdigt zu werden, und über sein Verlangen, diese Insel zu verlassen, deren Bewohner sich als die glücklichsten aller Insulaner fühlten, hatten die Zungen der Versammelten gelähmt. Alle starrten ihn an, wie ein nie gesehenes, sie befremdendes, ihnen unbegreifliches Wesen, und allmählig verriethen ihre Blicke ein Uebergehen des Erstaunens in Zorn und Verachtung. — Der Oberälteste war der erste, der sich wieder zu fassen vermochte; er flüsterte den beiden zu seiner Seite Sitzenden einige Worte in's

Ohr; das Geflüster wanderte fort, links und rechts von Ohr zu Ohr; es endigte sich mit dem Gebote an Konrad: außerhalb des Tyutuys zu harren, bis sein Erscheinen gefordert werde.

Dieses geschah erst nach Verlauf einer Stunde, und Konrad erhielt den Bescheid: „Die Männer des Rathes werden ihm die Mittel verschaffen, nach seinem Lande zurückkehren zu können, doch nicht einen Augenblick früher, als bis der Kampf mit den Sikouys beendigt und ein Freundschaftsbündniß zwischen Munkäpoy und Sikouy geschlossen sei, indem man gegen diesen kühnen und listigen Stamm seine Tapferkeit und wohlerprobte Anführung der Munkäpoyer, die unter den Befehlen eines so geliebten Kriegsobersten mit dem Muthe des Löwen und mit der Schlauheit des Panthers kämpfen, nicht vermissen könne. Ist mit den Sikouys der Friede und das Freundschaftsbündniß geschlossen, so wird jeder Munkäpoyer als seine schönste und heiligste Pflicht erachten, der Erfüllung eines Wunsches des hochgefeierten Fremdlings alle seine Kräfte zu weihen."

Dieser Beschluß des Gemeinderaths stellte Konrads Heimkehr in eine unabsehbare, in eine unerreichbare Ferne, denn er kannte die Wildheit, das unstillbare Verlangen nach Krieg, die Tücke und Wortlosigkeit der Sikouys aus vieljähriger Erfahrung zu genau, um zu wissen, daß diese entmenschte Horde, immer nach Mord, Brand und Beute lechzend, die von ihren Todfeinden ihnen dargebotene Palme des Friedens nie erfassen, mit den Munkäpoyern nie die Pfeife der Freundschaft rauchen wird.

Zwölftes Kapitel.

Konrad verläßt Munkäpoy.

Konrad war mit dem Charakter der Munkäpoyer zu vertraut, um überzeugt seyn zu dürfen, daß ein von den Männern des Rathes gefaßter und verkündigter Beschluß nie abgeändert werde; daher ihm auch keine Hoffnung blühe, diese Insel je verlassen und die Wonne des Wiedersehens der ersehnten Heimath je genießen zu können, wenn er sie nicht durch die Flucht erringe. Das Unternehmen war ein höchst gewagtes, da er nicht wußte, nach welcher Richtung er zu fliehen habe, um vor der Hand eine Küste zu erreichen, die öfters von Schiffen befahren werde, an deren Bord er geradezu Europa erreichen oder im Hafen einer Stadt an's Land gehen könne, von wo aus er Gelegenheit zur Heimkehr finde.

Nach unzähligen, bald verworfenen, bald wieder aufgenommenen und geläuterten Fluchtplänen beschloß er, unter dem Vorwande, an den äußersten Grenzen zu jagen, wodurch er mehrere Tage und Nächte vom Dorfe entfernt bliebe, die von Munkäpoy ausgehende, nur durch mäßige Ströme von einander geschiedene Reihenfolge von Inseln zu durchwandern bis zur letzten, und dort entweder das Heransegeln eines Schiffes zu erwarten, oder ein Fahrzeug zu erbauen, um hinaus zu schiffen in das weite Meer, und da einem Schiffe zu begegnen, welches ihn aufnehme zur Heimkehr.

Kühn war der Plan, auch allerdings ausführbar;

die Mittel dazu boten ihm seine Kenntniß der verschiedenen Dialekte der Wilden und das viele Gold, welches er besaß. — Sein inniges Vertrauen zur göttlichen Hilfe gab ihm aber ungleich mehr Hoffnung, diesen Plan durchführen zu können, als seine Sprachkenntniß und sein Gold. — Er fing sogleich an, die Vorkehrungen zu seiner Flucht mit eben so vieler Vorsicht als Ueberlegung zu machen.

Aber schon beim Beginne dieser Vorkehrungen ward ihm Hilfe von Oben.

Eines Abends kam im Dorfe Munkäpoy ein alter Indianer an, der von Montreal aus, dem Hauptsitze des Canadischen Pelzhandels, die Hälfte des Jahres auf der Reise war, um für die zu gewisser Zeit in Montreal eintreffenden Pelzhändler von den Wilden verschiedene Felle zu erhandeln und selbe an einem bestimmten Orte aufzuhäufen, von wo aus sie nach dem Handelsplatze gebracht wurden. — Tohangu, ein Greis im siebenzigsten Lebensjahre, auf europäische Art gekleidet, in der englischen, französischen und russischen Sprache wohl bewandert, machte jährlich eine Reise von mehr denn sechshundert Meilen, bald zu Wasser, bald zu Land, da immer zu Fuß. — Munkäpoy und die anliegenden Inseln hatte er noch nie besucht; das erste Mal kam er jetzt dahin, ein für Konrad von Gott gesandter Freiheitsbote.

Schon nach der ersten Unterredung mit Tohangu hatte sich Konrad von dessen Geldgierde überzeugt und daraus die Hoffnung geschöpft, in diesem Fremdling seinen Befreier aus der Gewalt der Munkäpoyer gefunden zu haben. Durch drei Goldstücke und die Verheißung einer

zehnfachen solchen Summe war der Indianer gewonnen; er that einen feierlichen Schwur, Konrad nach Montreal zu bringen. — Um Munkäpoy unbemerkt zu verlassen und keine Verfolgung befürchten zu dürfen, ward das Unternehmen der Flucht auf folgende Weise verabredet:

Die Zeit des großen, viele Tage währenden Fischfanges in einem vom Dorfe Munkäpoy eine halbe Tagreise entlegenen See war so eben eingetreten; diese Fischerei wurde zugleich als ein Volksfest gefeiert, von welchem nur die ältesten gebrechlichen Männer und Weiber, wie auch die Kranken zurückblieben. — Zwei Tage vor der Fischerei sollte Tohangu abreisen, zugleich Konrad sich krank, sehr krank stellen, und die Hilfe des Priesters, der auf Munkäpoy als Arzt gebraucht wurde, schleunig in Anspruch nehmen, auch die Nachricht von seiner plötzlichen und schweren Krankheit im ganzen Dorfe verbreiten lassen. — Jedesmal schon vor Anbruch des mit dem Fischerfeste beginnenden Tages zog ganz Munkäpoy unter Vortritt einer entsetzlichen Musik dem fernen See zu; eine Stunde später sollte Konrad einen seiner Hausstiere besteigen (jeder Munkäpoyer hatte einen Büffel oder einen Bisamstier, den er zum Lasttragen oder zum Reiten gebrauchte) und die bezeichnete Felsenschlucht in möglichster Eile erreichen, wo sein Führer ihn erwarte. Diesen Fluchtplan konnte keiner des Dorfes ahnen, da Konrad so vorsichtig gewesen war, mit Tohangu immer nur auf ganz einsamen, unbesuchten Plätzen zu sprechen, wo er von Niemanden bemerkt werden konnte.

Der Plan war gut ausgedacht; er ward eben so

gut ausgeführt. — Eine Stunde nach Abzug der Bevölkerung des Dorfes Munkäpoy führte Konrad seinen Reitstier dem nahen Gehölze zu. Angethan mit einem vollständigen, ganz neuen Matrosenanzuge, den er bei Korally in einer der aufgefischten Kisten gefunden und bisher sorgfältig verwahrt hatte —, vor sich die Büchse, auswendig um die Hüften den Gurten mit Pistolen und Messer, inwendig den mit Gold und Banknoten, über der Schulter den Ledersack mit Schießzeug, zu jeder Seite einen Binsenkorb, gefüllt mit Wäsche, mit Lebensmitteln auf mehrere Tage, — so ritt er dem Felsenberge, der bezeichneten Schlucht zu; dort fand er den harrenden Führer.

Jetzt begann das freie Leben im Freien, von Konrad freudig gelebt mit einem Manne, der sich im Dickicht des Tannenwaldes, in einer Felsenhöhle, unter dem Blätterdache einer Eiche eben so heimisch und behaglich fühlte, als der gebildete Europäer im Kreise der feinsten Unterhaltung, im reichgezierten Gemache eines glänzenden Gasthofes. — Jetzt verbrachten sie ihre Nächte unter gestirntem Himmel, am Ufer eines klaren Stromes, in welchem die zahlreichen Fische unter dem rothen Schimmer des lustig brennenden Wachtfeuers bewegungslos ruhten; jetzt bereiteten sie sich ihr Nachtlager im nächtlich-dunkeln Walde und umpflanzten es mit frisch gefällten Baumstämmen, die wilden Thiere abzuhalten; jetzt wurden sie in einer kleinen, einsamen Niederlassung einer Indianerfamilie gastfreundlich bewirthet, die halbe Nacht dem eintönigen Gesange des greisen Hausvaters zuhörend, der die Niederlage seines Volkes und den Verlust seiner Jagdgebiete be-

klagte. Ueberall bewährte Tohangu den ernsten Gleichmuth eines Mannes, der einen wohlbekannten Pfad bereiset; ein eingekerbter Baum, ein bemooster Steinhaufe, eine ungewöhnlich gestaltete Felsenkluft waren sein Wegweiser durch Wüsteneien, welche, wie Konrad sich überzeugt glaubte, außer Tohangu noch nie ein menschlicher Fuß betreten hatte. Er belebte den oft so öden Weg mit frohem Gesange, mit mancher seinen Begleiter anziehenden Erzählung; aber er drückte doch mehr als ein Mal sein Erstaunen darüber aus, wie Konrad nach so langem Aufenthalte unter den schlichten, redlichen, harmlosen, von keiner Leidenschaft gegängelten Kindern der schönsten, fruchtbarsten Insel je wieder zu den Wohnplätzen der ränkemachenden, listigen, falschherzigen Weißen zurückzukehren verlangen könne.

Als die von Konrad zur Reise mitgenommenen Lebensmittel aufgezehrt waren, gaben ihnen Waldbeeren, Baumfrüchte, Weintrauben, Wild, Fische, die Milch der Cocusnuß, das krystallhelle Quellwasser genügende und köstliche Mahlzeiten.

Vortreffliche Dienste leistete ihnen der Bisamstier, als Reitthier, als Lastträger, mit den Beiden auf seinem kräftigen Rücken breite und reißende Ströme gewandt und sicher durchschwimmend. Den größten Theil der vieltägigen Reise ging Konrad zu Fuße, seinen Sitz auf dem Stiere dem greisen Führer überlassend.

Nachdem sie die letzte der nur durch Ströme getrennten Inseln erreicht, sahen sie das Meer vor sich. Es trennte sie vom Festlande nur ein Meeresarm von einigen Meilen. Tohangu zog nun die unter Schilf

und hohem Grase versteckte Piroque*) hervor, deren er sich zu seinen kleineren Wasserreisen bediente. Da eben ein frischer, günstiger Wind aufstieg, brachten sie den Stier in das Fahrzeug und segelten ab. In kurzer Zeit erreichten sie das feste Land. Nach einer vom schönsten Wetter begünstigten Reise erreichten sie endlich den St. Lorenzstrom und die auf einer Insel desselben liegende Stadt Montreal, — die volkreichste Stadt Canada's mit 25,000 Einwohnern und dem Hauptsitze des canadischen Pelzhandels.

Vom Rathhausplatze her winkte den Reisenden ein stattlicher Gasthof; dahin sandte Konrad seinen Führer, mit dem Auftrage, sich gütlich zu thun, und dem treuen, willigen Thiere, das ihnen die Reise so sehr erleichtert hatte, die beste Pflege angedeihen zu lassen; er aber eilte in das Gotteshaus, um da, hingeworfen auf seine Kniee, das Herz voll des frommen Jubels, für die hilfreiche Befreiung aus einem anwidernden Leben, für Schutz und Schirm auf so langem, unheimlichen Wege Dem zu danken, ohne dessen Willen von des Menschen Haupte kein Haar fällt und dessen Vaterliebe die Vögel der Lüfte nährt, die Lilien des Feldes kleidet.

Der Tag nach Konrads Ankunft in Montreal war ein Sonntag. Erschöpft von den Anstrengungen der Reise, nun wieder einmal ruhend in einem Bette, das seit so vielen und vielen Jahren nicht mehr sein Ruhelager gewesen, war Konrad doch schon mit dem anbrechenden Tage nicht mehr im Stande, dem Schlafe

---

*) Oder Piroke, ein Stammkahn.

sich zu überlassen; es war die heiße Sehnsucht nach dem Genuße der Wohlthat, im Tempel des Herrn den Herrn anzubeten, einen öffentlichen Gottesdienst zu feiern, die ihn dem Ruhelager entführte. — Und als der Glocken Feierklänge von den Thürmen der Stadt ertönten, da eilte der Fromme, sich der Gemeinschaft der Christen anzuschließen.

Der Priester hatte die betende Gemeinde gesegnet, und diese sich erhoben, um das Gotteshaus zu verlassen, da sank Konrad neuerdings auf seine Kniee, und dankte nochmals aus der Tiefe seines Innersten dem Allmächtigen für seine glückliche Befreiung.

Vom Gotteshause hinweg eilte Konrad in den Hafen, um dort nach einem Schiffe zu forschen, das nach Europa segle. Es fand sich im ganzen Hafen kein anderes Fahrzeug, als eine Brigg, die nach Holland bestimmt war, und in zwei Tagen die Anker lichten sollte. Konrad schloß ab mit dem Kapitän und kehrte sogleich wieder in seinen Gasthof zurück, um den Indianer Tohangu, seinen treuen, wackern Führer, reichlich zu belohnen, — welchem er auch den Bisamstier schenkte, — dann die nöthigen Einkäufe von guter anständiger Kleidung, Leibwäsche, Reise-Mundvorrath zu machen und bis zur Abfahrt durch Ruhe und gute Nahrung zur langewährenden Seereise sich zu stärken.

Dreizehntes Kapitel.

Schiffbruch.

Die Brigg, genannt der Leopard, befehligt vom Kapitän Alexander Rooßi, einem gebornen Italiener, hatte an Bord, außer dem Kapitän nebst dessen Gattin und Sohn, Konrad, den Hochbootsmann*), mehrere Passagiere, den Koch, als dessen Gehilfen einen Neger, welchen sich der Hochbootsmann als Sklaven gekauft hatte und dreizehn Matrosen. — Es war ein schöner Morgen, an welchem die Brigg ihre Anker lichtete und den Hafen von Montreal verließ.

Ungeachtet aller seiner Ruhmredigkeit verstand der Kapitän die Führung eines Schiffes auf dem Meere sehr schlecht. Er kannte weder die See, noch die Inseln, welche zur rechten und linken Seite lagen, und wenn ihn der Hochbootsmann, ein ausgezeichneter Schifffahrtskundiger auf einen Irrthum aufmerksam machte, so erlaubte es doch sein Eigensinn nicht, einzugestehen, daß er sich geirrt habe. — So setzte er seine Fahrt ohne Ueberlegung fort und führte das Schiff in die Brandungen. **) — Als es bemerkt wurde,

---

*) Bootsmann heißt der Offizier, der die Aufsicht über die Masten und das Tauwerk hat; der oberste dieser Bootsmänner (deren jedes Kriegsschiff mehrere hat) heißt Hochbootsmann.

**) Brandung ist das Anschlagen der Wellen an einen festen Gegenstand, wodurch sie in ihrem Vorwärtsdringen gehemmt werden, in die Höhe steigen und mit Heftigkeit zurückfallen.

war die Möglichkeit, der Gefahr auszuweichen, nicht mehr vorhanden, und obgleich der Hochbootsmann sofort an der Stelle des rathlos dastehenden Kapitäns den Befehl übernahm, so änderte sich dadurch dennoch die verzweiflungsvolle Lage der Schiffsgesellschaft nicht. Kaum war eine Gefahr glücklich überwunden, so drohten wieder unzählige andere Gefahren.

Die Brigg war schon alt und von der letzten langen Reise sehr leck geworden; sie ließ bereits an mehreren Stellen Wasser ein. Als sie das Vorgebirg Baula berührte, erhoben sich heftige Stürme und zerrissen die Brigg dergestalt, daß die Pumpen kaum noch im Stande waren, das eindringende Wasser auszuschöpfen. Der Wind war entgegen, die Witterung äußerst ungünstig und das Meer immer stürmischer. Mit der Unruhe des Meeres nahm auch die Unruhe und der Lärm auf dem Schiffe von Minute zu Minute zu.

Durch einen neuen Riß, welchen das Fahrzeug bekommen, wurde die Gefahr bedeutend erhöht. — Der Hochbootsmann hielt es für nöthig, das Schiff so leicht als möglich zu machen; es wurden alle gewichtigen Kisten und Fäßer über Bord geworfen, dazu die Pumpen ohne Rast gehandhabt; Trotz aller Anstrengung nahm das Wasser im untern Raume immer zu.

Der Hochbootsmann sah die Unmöglichkeit ein, das Schiff noch lange im Meere zu halten; deßwegen beschloß er, auf Mobile zuzusteuern; dieß war der einzige Hafen, welcher im glücklichsten Falle noch erreicht werden konnte. — Aber der Wind wendete sich und ein zweiter Versuch, auf der Insel Pensakola zu lan-

den, scheiterte ebenfalls. Entgegenströmende Winde jagten die Brigg mitten in die stürmische See und es war in jedem Augenblicke zu erwarten, daß der Ocean das Fahrzeug verschlinge.

Alle Anstrengung, auf den Inseln der Apalachen zu landen, blieb fruchtlos und die Brigg scheiterte an einer Felsenkette. Der Untergang schien unvermeidlich; dennoch warfen die mächtigen Wellen das Fahrzeug wieder in das offene Meer zurück. Es wurde wieder flott, das Wasser aber nahm nunmehr darin reissend zu und jede Hoffnung schwand.

Konrad blieb standhaft inmitten des lautesten Klagegeschreies der Passagiere und Matrosen. Gott ergeben und Gott vertrauend legte er sein Leben in die Hand dessen, der es ihm geschenkt hatte; mit Ruhe und Besonnenheit, unter stillem Gebete, sah er dem Augenblicke entgegen, der ihm und seinen Gefährten den völligen Untergang herbeiführte.

Auf die Passagiere wie auf die Matrosen machte sein ruhiges, gottvertrauendes Benehmen einen guten Eindruck. Ihre Hoffnung, noch gerettet zu werden, wuchs und machte sie um so gehorsamer in Bezug auf die Befehle und Rettungsanstalten des Hochbootsmannes.

Der Wind stieß die Brigg an das Land; mittelst der Seile wurde sie schleunigst gewendet, gegen Abend die Nähe des östlichen Ufers der Hundeinsel erreicht, und sogleich aus einigen Mastbäumen eine Fähre zu zimmern begonnen, um mittelst derselben die Ueberfahrt zu wagen; aber die schnell eingebrochene nächtliche Finsterniß erlaubte sie nicht.

Der Tag brach an; die Lage der Reisenden war um so schrecklicher, je deutlicher die noch bevorstehende Gefahr erkannt wurde. Wegen des entsetzlichen Brausens des Meeres konnte die nun vollendete Fähre nicht benützt werden.

Ein Matrose trat an die äußerste Spitze des Vordertheils und starrte nach dem Lande hin. Plötzlich rief er: „Dort ist Rettung; ich will versuchen, das Land zu gewinnen; gelingt es mir nicht, so vermindere ich nur einige Stunden die Dauer meiner Leiden!" Mit einem gewaltigen Sprunge stürzte er sich in das tobende Meer. Mehrere wollten ihm folgen, durch sein Beispiel zur unbesonnenen tollkühnen Handlung aufgeregt. Der verständige Konrad hielt sie zurück; er lenkte die Blicke der Verwegenen auf den von den Wogen Umhergeschleuderten, der vergeblich gegen die Macht der Wellen kämpfte, bald an das Ufer geworfen, bald wieder von den Wellen fortgerissen wurde, jetzt in der Tiefe verschwand, dann wieder auftauchte, — und endlich an einer schroffen Felsenwand zerschmettert wurde. Sie ahmten seinem schauderhaften Beispiele nicht nach.

Der größte Theil des Tages war auf diese jammervolle Weise verflossen, und die Hoffnung, durch die Fähre gerettet zu werden, gänzlich verschwunden; die ganze Schiffsbemannung war ohne Lebensmittel, und doch vergaß Konrad nicht seine Reisegefährten zu ermahnen, dem Himmel dafür zu danken, daß er sie bis jetzt erhalten, und recht inbrünstige Bitten hinauf zu senden zum Herrn, um Vollendung seiner Barmherzigkeit durch die Hilfe, an das Land zu gelangen.

Einer der Matrosen, ein ausgezeichneter Schwimmer und Taucher, betrachtete längere Zeit die Strecke zwischen Brigg und Land. „Ich will hinüber, um unser Boot auszubessern; dadurch allein können wir gerettet werden. Wer folgt mir?" — Sogleich traten vier Matrosen an seine Seite. Sie sprangen in das Boot und unter den höchsten Gefahren gelang es ihren ungeheuern Anstrengungen, das Land zu erreichen. Sie begannen sogleich mit der Ausbesserung des Bootes; sie arbeiteten, die Schiffsmannschaft betete. Nach einigen Stunden war das Boot wieder brauchbar; es stieß vom Ufer ab und legte sich an die Brigg. Mit Einbruch des Abends waren Alle gerettet. — Welch' innige Dankgebete stiegen himmelauf, als die Leidensgefährten aus dem Boote ans Land traten.

Der Rand des Ufers war mit Austern von ungemeiner Größe bedeckt; eine Quelle rieselte nicht ferne zwischen bemoostem Gesteine dahin; es wurde ein köstlicher Schmaus gehalten, denn drei Tage waren ohne Nahrung dahingegangen.

Ein Sturm, der den größten Theil der Nacht hindurch gewüthet, hatte die Brigg größtentheils zertrümmert; mehrere Koffer der Reisenden, einige Fäßchen mit Branntwein, einige Ruder und Bootshacken wurden an's Ufer gespült und von den Schiffbrüchigen aufgefischt; — aber kein Zwieback, kein Pökelfleisch, keine Waffe; auch fehlte es an Feuerzeug. — Das allernöthigste war in diesem Augenblicke ein hochaufflammendes Feuer, um die erstarrten Glieder erwärmen, die nassen Kleider trocknen zu können.

Das Meer war ruhig geworden und Konrad be-

schloß, im Boote nach dem Wrack*) zu fahren, und da noch so viel zu retten, als ihm möglich sei. — Er forderte einige Matrosen auf, ihn zu begleiten, aber keiner hatte den Muth dazu; dem Schutze Gottes sich empfehlend, bestieg er das Boot und ruderte nach dem Wrack. — Dort reichte ihm das eingedrungene Wasser bis an die Brust; doch gelang es ihm, ein Fäßchen Schießpulver, dazu einen Ledersack voll Kugeln und Schrott, einen Sack mit Zwieback, eine kleine Kiste mit Pökelfleisch, mehrere Tücher und wollene Decken, zwei Aexte und sechs Flinten, alles in ganz trockenem Zustande an's Ufer zurückzubringen. Das wichtigste war ihm ein vollständiges Feuerzeug mit Stahl, Stein, Schwamm und Schwefelfäden, ungeachtet jetzt mittelst Pulver, auf trockne Blätter und ganz dürre Reisighölzchen gestreit, im Augenblicke ein lustiges Feuer aufwallte.

Unter den Schiffbrüchigen herrschte nun rege Thätigkeit, und Konrad eilte mit zwei Passagieren, die gelernte Jäger und gute Schützen waren, dem nahen Walde zu, nach wenigen Stunden kehrten sie mit zwei Rehböcken zurück, aus deren Wildpret' eine treffliche Mahlzeit bereitet wurde.

Am Morgen des folgenden Tages wurde großer Rath gehalten, denn die Lage der Schiffbrüchigen war keineswegs eine beneidenswerthe. — Sie befanden sich auf einem völlig wüsten Orte, und dann waren mehrere breite Flüsse zu überfahren, ausgebreitete, fast unzugängliche Wälder zu durchdringen, bei Tag und

*) Gescheitertes Schiff.

Nacht wilde Eingeborne, meistens Raubthiere zu befürchten.

Der allgemeine Beschluß war, auf dieser Stelle die bessere Jahreszeit abzuwarten, daher ein paar Hütten zum Schutz gegen Wind und Regen zu erbauen, das Schießpulver nebst zwei Branntweinfäßchen zu vergraben und jederzeit gegen Einbruch der Nacht von sechs Mann die Wache beziehen zu lassen, wovon zwei immer unter Gewehr zu stehen haben und von Stunde zu Stunde abgelöst werden.

Es begann der dritte Morgen nach erlittenem Schiffbruche heranzudämmern: da riefen die beiden Schildwachen: „Auf, auf, zu den Waffen; Wilde kommen heran. — Im Augenblicke war Alles von den Hütten und unter Gewehr, fünf Wilde nahten heran, zwei Männer und drei Weiber, mit Flinten und Keulen bewaffnet. Auf Konrads Mahnung wurden sie nicht nur auf's freundlichste empfangen, sondern auch mit Branntwein bewirthet, welchen sie nicht tranken, sondern mit thierischer Gierde verschlangen.

War auch der Dialekt der Munkäpoyer von dem dieser Wilden so verschieden, daß man glauben konnte, ihre Sprachen seien zwei ganz verschiedene, so vermochte doch Konrad sich ihnen so ziemlich verständlich zu machen, und dadurch erfuhr er, daß diese Leute dem Stamme der auf den Apallachen *) wohnenden Insulanern angehöre. — Als Konrad dem ältern der beiden Männer, — er war der christlichen Religion

---

*) Die in den nordamerikanischen Staaten von Norden nach Süden ziehende und an das Cordilleras-Gebirge in Südamerika sich anschließende Gebirgskette.

zugethan und von einem spanischen Missionär Antonio getauft — eine gute Belohnung versprach, wenn er die Gesellschaft nach St. Mark führen wolle, äußerte der Wilde, sich darüber mit seinen Freunden berathen zu müssen, morgen aber Antwort zu bringen.

Er hielt Wort, brachte auch ein frisch erlegtes Reh, mehrere getrocknete Fische, und erbot sich, sämmtliche Schiffbrüchige auf nahen, guten Wegen nach St. Mark zu geleiten, gegen eine Belohnung von zehn Goldstücken, die ihm auch sogleich zugesagt wurde. — Da die Reise dahin anfangs zu Wasser gemacht werden mußte, Antonios Kahn aber klein und schwach war, so entschied die Gesellschaft nach längerer Berathung, wobei auch der jüngste Matrose seine geltende Stimme hatte, da in solcher Lage jede Verschiedenheit der Stände aufgehört hatte, daß der Schiffskapitän, dessen Gattin und Sohn, Konrad, der Hochbootsmann und sein Neger zuerst nach St. Mark geführt, dann die übrigen nachgebracht werden. Mit diesen vereinte sich Antonio und sein Weib, die drei andern Insulaner blieben bei den Passagieren und Matrosen zurück, um ein Boot zu erwarten und dann mit der Mannschaft zu folgen.

Die erste Abtheilung der Reisenden hatte im Vertrauen auf Antonios Zusicherung, am Abende des zweiten Tages in St. Mark einzutreffen, nur für zwei Tage Lebensmittel unter sich vertheilt, doch bewog sie Konrad, der die fast immer unrichtigen Angaben der Insulaner in Beziehung auf Ortsentfernung aus Erfahrung kannte, noch für zwei Tage mehr mitzunehmen.

Schon am ersten Tage der Fahrt zeigte sich An-

tonio als ein böswilliger Mensch von schlimmen Absichten. Die Fahrt hatte nur drei Stunden gewährt, und schon landete er an einer Insel und zwang seine Reisenden, hier zu übernachten, da doch mit leichter Mühe ein viermal längerer Weg hätte zurückgelegt werden können. — Bereits sechs Tage waren dahin gegangen, die Lebensmittel aufgezehrt, einige am Ufer gefundene Austern, einige süße Wurzeln, die einzige Nahrung der Reisenden, und noch immer zeigte sich nicht das ersehnte Ziel der durch Mangel und Widerwärtigkeiten sehr getrübten Reise. — An tiefem Abende, nachdem auf einer völlig wüsten Insel gelandet worden, erklärte Antonio, eingestehen zu müssen, daß er von der geraden Richtung abgekommen, aber jetzt derselben ganz kundig sei; er betheuerte auf's feierlichste, von der nächsten Insel aus, an welcher sie morgen zu sehr früher Morgenstunde landen werden, und die nur durch einen schmalen, seichten Fluß vom Lande getrennt sei, die Reisenden durch die Prärie*) noch vor Sonnenuntergang nach St. Mark zu bringen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie die verheißenen zehn Goldstücke ihm jetzt einhändigen. — Auch diese Bedingung wurde von der Gesellschaft erfüllt.

Vom Hunger fast erschöpft, aber durch Antonios feierliche Betheuerungen, durch die Aussicht auf das Ende ihrer Entbehrungen und Mühseligkeiten wieder neu belebt, hatte sich die Gesellschaft in einiger Entfernung vor dem am Ufer befestigten Kahne in einem

---

*) Große, unübersehbare, mit fast mannshohem Grase bewachsene Ebenen in Amerika.

Gebüsche gelagert und da, eingehüllt in ihre Decken dem Schlafe überlassen. — Konrad's Schlummer währte nicht lange; ein sehr ängstigender Traum hatte ihn erwachen gemacht. Er sprang auf und blickte um sich her; der Himmel war rein, der Mond warf ein helles, ganz ungetrübtes Licht auf das Meer und auf die einsame kleine Insel; Konrad's Augen konnten weithin Alles genau erkennen. Er richtete seinen Blick nach der Stelle hin, wo das Fahrzeug gelandet hatte; es war verschwunden; es glitt in weiter Ferne pfeilschnell unter kräftig gehandhabten Rudern zweier Menschen, — Antonios und seines Weibes — über die spiegelglatte See dahin. — Ein gellender Schrei des Entsetzens riß die Ruhenden aus dem Schlafe empor; sie sammelten sich um Konrad, der nicht zu sprechen vermochte, sondern nur mit ausgestrecktem Arme nach dem fliehenden Verräther hinwies.

Herzzerreissende Klagen ertönten; das Elend der Getäuschten, der Beraubten war furchtbar. Mit dem Kahne des Wilden waren alle Büchsen, Flinten, Säbel und Matrosenmesser, alle Vorräthe an Schießzeug an sonstigen Effekten, die sie aus der gescheiterten Brigg gerettet hatten, — für immer verschwunden; nur Konrad hatte noch in seinem Gürtel das Matrosenmesser. Die kleine Insel war gänzlich unfruchtbar; sie erzeugte nur verkrüppelte Gesträuche und moosig-saueres Gras, aber auch nicht eine Beere, nicht eine Wurzel, die genießbar war; keine Auster fand sich am Ufer; — an Trinkwasser gebrach es gänzlich. — Die Armen rafften ihre Decken auf und durchzogen die Insel, von deren Ende aus sie eine andere erblickten, die

von dieser durch einen ziemlich breiten Meeresarm getrennt war. Er mußte überschritten werden, wenn die Gesellschaft nicht den Hungertod auf der gänzlich unfruchtbaren Insel sterben wollte. Es wurde Rath gehalten, und nur darin mögliche Rettung gefunden, daß der Neger vorangehe, um den Grund des Meeres zu untersuchen und die übrigen dann einzeln, die Hände sich reichend, folgen sollten. Der Meeresgrund war meistens fest, nur selten reichte das Wasser bis an das Kinn und unter göttlichem Beistande erreichten sie glücklich das jenseitige Ufer.

Hier war es gut. — Es fanden sich Austern, genießbare Beeren, und eine Art wilder, wohlschmeckender Sauerampfer, dazu eine frische Quelle; die Sonne trocknete die nassen Kleider und ihre warmen Strahlen gestatteten ein längeres ruhiges Sitzen; desto unangenehmer wurde die Nacht verbracht, denn es fehlte an einem Feuerzeug, um wärmende Flammen auflodern zu machen. Mit einem Freudengeschrei und einem Dankgebet wurde die in erhabenster Pracht auftauchende Sonne begrüßt.

Konrad ging am Strande dahin, um Austern und Schalthiere zu suchen; die Blicke zur Erde gesenkt, stand er plötzlich vor einer Piroque*), die an einem Weidenstamme mittelst einer Liane angebunden war. Ein solcher Fund in solcher Lage war ein unschätzbarer; Konrad's Freudengeschrei sammelte seine Leidensgefährten schnell um ihn. Das Fahrzeug wurde untersucht, aber in einem sehr schlimmen Zustande ge-

*) Fahrzeuge der Wilden, 30—50 Mann fassend.

funden, der jedoch Hoffnung gab, es gebrauchen zu können, wenn die höchst mühevolle Ausbesserung gelinge. — Sogleich wurde Schilf, Moos, zähe Baumrinde und Weidenzweige gesammelt, um das Fahrzeug ausstopfen und zusammenbinden zu können. — Die Arbeit währte den ganzen Tag hindurch, aber sie geschah um so freudiger, als es nicht an Nahrungsmitteln gebrach, die jedoch nur in Austern, Beeren und einer Art Grundeln (sehr kleine Fische) bestanden, welche letztere in solcher Menge dicht am Ufer sich drängten, daß sie mit den Händen gefangen wurden; nach herausgenommenen Eingeweiden, tüchtig in Seewasser getaucht, waren sie wegen Mangel an Feuer ungebraten, selbst im rohen Zustande sehr wohlschmeckend.

Noch an diesem Abend sollten die armen Schiffbrüchigen die Wohlthat, sich an einem tüchtigen Feuer während einer kalten Nacht zu erwärmen im vollen Maße genießen. Der Neger des Hochbootsmannes verstand zwar nicht die Kunst seiner Landsleute, durch Reiben zweier Hölzer Feuer zu erzeugen; dagegen fand er einen Kiesel, der die Stelle eines Feuersteines vertrat, — ebenso, wie Konrad's Messer die eines Feuereisens; ein Stück Flortuch von der Gattin des Kapitäns als Zunder dienend, und das schon bereitgehaltene trockene Gras nebst andern schnell fangenden Brennmateralien gaben schon nach wenigen Augenblicken ein lustig aufwallendes Feuer. — Konrad bewahrte diesen Kieselstein mit mehr überwachender Aufmerksamkeit, als seinen von Goldstücken strotzenden Leibgürtel, der ihm jedoch in dieser Lage beinahe eine Last war.

Gleich nach Tagesanbruch wurde die Schiffsausbesserung mit größtem Eifer fortgesetzt; es mußte eine der Decken geopfert werden, um alle Risse und Oeffnungen gehörig zu verstopfen. Mit dem Ende des Tages war die Arbeit vollendet; ein, am andern Morgen mit der Piroque gemachter Versuch zeigte leider, daß die Gesellschaft sich ihr noch nicht anvertrauen dürfe. Es mußten noch zwei Decken geopfert werden.

Während der Arbeit kam Bernhard, der Sohn des Schiffkapitäns, etwas nach sich schleppend, unter großem Freudengeschrei aus den Gebüschen daher, er hatte ein verendetes (todtes) Reh gefunden, welches aber beinahe noch warm und so frisch war, um wohl ersehen zu können, daß es erst vor Kurzem von einem Raubthiere auf den Tod verwundet und ohne Zweifel dieses durch Bernhard's Erscheinen verscheut worden sei. Das Reh gab einen Braten, dessen Köstlichkeit nur der zu würdigen weiß, der unter solchen Entbehrungen sich durch's Leben schleppen mußte, wie diese Schiffbrüchigen.

Ungeachtet das Fahrzeug, dessen Risse wegen Mangel an andern nöthigen Materialien nicht gehörig geschlossen werden konnten, noch immer so viel Wasser zog, daß dieses von zehn zu zehn Minuten ausgeschöpft werden mußte, so beschloß doch der Kapitän im Vereine mit dem Hochbootsmann, in das Meer hinauszusteuern, um eine bewohnte Insel aufzufinden, um seine Gattin, seinen Sohn, Konrad und den Neger des Hochbootsmannes in einem guten Fahrzeuge abzuholen und mit Hilfe der Inselbewohner eine Stadt zu erreichen. — Begleitet von den

besten Wünschen der Zurückbleibenden bestiegen sie das gebrechliche Fahrzeug.

Ihre mühevolle Fahrt ging äußerst langsam vorwärts; endlich bogen sie um eine kleine Insel. — Sie wurden nie wieder gesehen.

Achtzehntes Kapitel.

Neue Gefahr und Rettung.

Sechs Tage waren dahingegangen, die letzten geringen Portionen des Rehwildpretes aufgezehrt, und die Austern und die Sauerampferpflanzen wurden immer spärlicher gefunden, und Konrad ersah nur das einzige Mittel, diese Insel zu verlassen um dem Hungertode entrinnen zu können, in Erbauung einer kleinen Flöße. — Mit Lebhaftigkeit ergriff die Gattin des Schiffkapitäns den Plan Konrad's; sogleich wurde an's Werk geschritten. — Frau Roossi und ihr Sohn beschäftigten sich mit dem Abschälen von Bäumen, Konrad und der Neger mit dem Herbeischaffen von Baumstämmen, die der Wind entwurzelt und zu Boden gerissen hatte. Nach Verlauf eines Tages waren schon zwölf Stämme auf dem Zimmerplatze; sie hatten keine Werkzeuge als Konrad's Matrosenmesser, und ein Paar große flache Kieselsteine, die so scharfkantig waren, daß man sie als Schneidezeug gebrauchen konnte. — Der Neger war so glücklich, am Ufer eine große Menge von Austern und Seemoosschnecken zu finden, die am Feuer gebraten und mit dem Safte

des Sauerampfers beträufelt, ein sehr schmackhaftes Abendessen gaben.

„Die Flöße war so gut als möglich verfertigt; mehrere Kleidungsstücke mußten zu Segeln, Strümpfe zu Zwirn verwendet werden. Der Neger hatte wieder viele Austern und Schnecken, dazu ein vom Meere ausgespültes, jedoch noch gänzlich genießbares Meerschwein gefunden. Dieses wurde von Konrad gebraten, und mit den Austern, Schnecken und einem ziemlichen Vorrathe von Sauerampfer auf die Flöße gebracht, während Frau Roossi ihre und Bernhard's Kürbisflaschen, die sie in jener Nacht der Flucht des betrügerischen Antonio glücklicher Weise zur Seite gehabt, an der Quelle gefüllt hatte.

Bernhard lag noch in ruhender Stellung, als die zur Abfahrt bestimmte Zeit gekommen war. Konrad eilte, ihn aus dem Schlafe zu wecken; er rief, Bernhard antwortete nicht; er erfaßte die Hand des Liegenden; sie war kalt wie Marmor und sein ganzer Leib ohne Bewegung, ohne Gefühl; ein schwacher Pulsschlag verrieth noch einiges Leben.

Konrad bemühte sich, ihm die Brust, die Arme, die Beine zu reiben; um wieder einige Wärme in seinen Körper zu bringen; in diesem Augenblicke kehrte Frau Roossi mit den gefüllten Flaschen zurück. — Wer vermag, die Klagen der Mutter, ihr Geschrei, ihren Schmerz beim Anblicke des hinscheidenden Sohnes, in all ihrer schauderhaften Stärke und Wahrheit zur erschöpfenden Darstellung zu bringen?

Mit dem herandämmernden Abend war Bernhard in ein besseres Leben übergegangen.

Der zweite Morgen nach Bernhard's Hinscheiden war angebrochen. Konrad und der Neger hatten die Flöße mit den auf dieser Insel vorgefundenen Lebensmitteln, mit einem großen Vorrath von gebratenen Fischen, die der Neger gefangen, und mit frischem Trinkwasser befrachtet. — Er ging, um Frau Roossi in das Fahrzeug zu führen. Sie saß am Grabhügel ihres Sohnes, stumm, thränenlos; das Herz drohte stille zu stehen unter der Wucht solcher Leiden. Konrad und der Neger trugen die vom Mutterschmerz Erschöpfte auf die Flösse, wo sie ihr von Schilf und Gras ein weiches, durch eine übergespannte Decke gegen die Sonnenhitze geschütztes Lager bereitet hatten. Schon nach wenigen Augenblicken war sie durch gänzliche Schwäche in tiefen Schlaf versunken. — Konrad und der Neger ergriffen die Ruder; Ersterer heiße Gebete um Schutz und Hilfe zum Himmel sendend.

Die Flösse schiffte dem festen Lande zu; nach zwölf mühevollen Stunden war das Ufer erreicht. — Frau Roossi hatte durch den stärkenden Schlaf wieder körperliche Kräfte, durch ihre kindliche Ergebung in den Willen des Herrn wieder geistiges Vermögen gewonnen. — Gott preisend, ihm dankend für die glückliche Ankunft auf festem Lande hatten die Reisenden das Ufer betreten. An diesem blieb jetzt Frau Roossi zurück, während Konrad und der Neger die Umgegend zu untersuchen, in's Land hineingingen. Leider fanden sie nur überfluthete, unwirthbare Flächen. Eben wollte die Sonne untergehen. Sowohl Müdigkeit als eine unheimliche Beklemmung veranlaßten die Reisenden einen Ort zu suchen, der ihnen ein sicheres, ruhi-

ges Nachtlager biete. — Sie erwählten dazu einen sanft aufsteigenden Hügel mit drei dicht neben einander stehenden, breitblätt'rigen Bäumen, deren engverschlungene Aeste ein gegen Regen und Nachtluft schützendes Dach bildeten.

Sogleich wurde ein großes Feuer angezündet und von den auf der Flösse mitgebrachten Lebensmitteln ein kräftiges Nachtmahl gehalten. — Ermattung schloß bald die Augen der Reisenden, aber sie wurden auch bald wieder geöffnet durch ein fürchterliches Geheul, das ihre Seelen mit Entsetzen füllte. Es war das Geheul reissender Raubthiere, welches immer stärker wurde, immer mehr sich näherte. — Von Furcht bemeistert, kletterte der feige Neger mit unbegreiflicher Schnelligkeit einen der drei Bäume hinan, um sich auf dessen Gipfel unter dem Blätterdache zu verbergen.

Plötzlich sprang Frau Roossi von ihrem Lager auf, einen schrecklichen Schrei ausstossend, mit dem Rufe: „Zu Hilfe, ich bin verloren!“ Konrad hatte schon früher sein Lager verlassen und einen hellbrennenden Feuerbrand an sich gerissen, um durch dessen funkensprühendes Schwingen die Raubthiere von der Annäherung abzuhalten. Im Augenblicke an der Seite der Roossi, die, von einem Bären verfolgt, aus Schrecken und Angst zu Boden gesunken war, schleuderte Konrad einen zweiten, schnell mit der Linken aus dem Feuer gerissenen Brand nach den Kopf des Bären, während er den früher ergriffenen Feuerbrand um sich herschwang. Der Bär prallte zurück, blieb in einiger Entfernung unbeweglich stehen und starrte Konrad mit feurigfunkelnden Augen an; dann richtete

er sich auf und machte Miene, den Baum zu erklettern, da oben das ihn lockende Negerfleisch witternd. Aber Konrad hatte während seines Aufenthaltes unter den Munkäpoyern so manchen Bären ohne Feuergewehr erlegt, daß er sich gleich entschloß, auch diesen zu bekämpfen. — Er reizte den Bären vom Baume hinweg auf sich, und sprang ihn mit einem einzigen Satze so dicht an, daß der Ueberraschte die gefährlichen Tatzen nicht zu einem Schlag, sondern bloß zu einer Umarmung gebrauchen konnte, die Konrad dazu benützte, ihm die scharfe, starke Spitze seines langen, breiten Matrosenmesser mit voller Kraft in das Herz zu stossen; der Bär stürzte todt zur Erde.

Durch Konrads muthvolle That war die Gefahr abgewendet, und an ihrer Stelle ein bedeutender Vortheil erschienen, nämlich der, daß das Fleisch des Bären, an der Sonne getrocknet und am Feuer geröstet, die armen Reisenden für mehrere Tage nährte.

Aber auch diese Tage waren dahin gegangen, unter Fortschiffen längs der Küste hin, unter den nächtlichen Schrecknissen in der Umgebung von Bären und Jaguaren, Löwen und Tigern, unter sich wiederholender Entbehrung von frischem Trinkwasser. Sie schifften auf ihrer schmalen, gebrechlichen Flösse immer an der Küste hin, weil sie nicht wagten, das feste Land zu durchziehen, ohne zu wissen, in welcher Richtung eine Stadt liege, weil sie wehrlos waren gegen wilde Menschen und wilde Thiere.

So war der eilfte Tag nach ihrer Abfahrt von Bernhards Grabesstätte gekommen und mit ihm hatte ihr Elend den höchsten Höhepunkt erreicht. — Die

Hoffnung, etwas Genießbares zu finden, die gänzliche Erschöpfung ihrer Kräfte zwang sie, diesen Tag an der Stelle, wo sie am vorigen Abend gelandet und durch eine Umgebung von Wachfeuern sich gegen die Raubthiere gesichert hatten, zu verweilen. Konrad und der Neger schleppten sich mit Anstrengung ihrer letzten Kraft eine Anhöhe hinan; aber sie sahen nichts, als das weite, unbeschiffte Meer, nichts, als einen Kiefernwald, der sich so weit erstreckte, als ihr Auge zu blicken vermochte, nichts als eine steinige, öde Fläche, die keine Quelle durchrieselte, auf der nicht ein Strauch mit nährenden Beeren, nicht eine eßbare Pflanze grünte; das Toben des Meeres, das Gebrüll der Löwen, das Geheul der Schakale waren die einzigen Töne, von denen diese furchtbare Wüste ertönte. — Hoffnungslos kehrten sie zur ängstlich harrenden Reise- und Jammergefährtin zurück.

Da fühlte Konrad sich plötzlich von rückwärts zu Boden gerissen, eine Faust erhob sich, mit einem gewichtigen Steine bewaffnet, zum tödtenden Schlag; aber schnell sank der zum Morde gehobene Arm; der Meuchelmörder wälzte sich in seinem Blute, und in des Blutes dunkeln Wellen strömte sein Leben aus. Nur die Verzweiflung, nur der wüthende Hunger konnten den sonst so gutmüthigen Neger zur Unmenschlichkeit hingerissen haben, Konrad ermorden zu wollen, um von dem Fleische des Ermordeten sich zu sättigen, sich zu erhalten. Als Konrad und der Neger sich mühesam heranschleppten, hatte sich Frau Roossi von ihrem Lager erhoben; sie war ihnen entgegen gewankt; und als jetzt Konrad die Schreckenspost verkündigte,

daß nur Himmel, Erde und Wasser, aber nirgends eine Rettung vom Hungertode zu ersehen sei, da fiel ihr Auge auf den Neger, und eine Ahnung sagte ihr, daß Gefahr drohe, und in des Afrikaners wildfunkelnden Blicken las sie die blutige Ankündigung einer Blutthat. — Mit Entsetzen gewahrte sie in der Rechten des Negers einen gewaltigen Stein. Im Augenblicke, als des Negers schwarze Faust Konrad an der Kehle packte, hatte die muthige, besonnene Frau aus Konrads Gürtel das blanke Messer hervorgerissen, und im Augenblicke, als der Neger die steinbewaffnete Hand zum zerschmetternden Schlag hob, die scharfe Klinge in die Brust des Mörders gestossen.

Schaudernd starrten sie hin auf das rauchende Blut, das aus der klaffenden Wunde rieselte; es war für die muthige, hochherzige Frau die Pflicht der Rettung eines Menschenlebens, dem Mörder den Stahl in die Brust zu stossen; es war die Pflicht der Selbsterhaltung, hier Blut zu vergießen; denn Frau Roossi konnte wohl denken, daß, hat der Neger das Fleisch des gemordeten Konrads allmählig aufgezehrt und tritt wieder die Gefahr des Verhungerns ein, sie das Opfer seyn werde, welches der Neger, um sich satt zu essen, um sich dem Leben zu erhalten, ohne Schonung schlachte. Und doch schauderte und zitterte fieberhaft die gefühlvolle Frau; sie wankte ein Paar Schritte seitwärts und sank zur Erde nieder, in Thränen zerfließend, um Gott anzuflehen, diese Blutthat ihr nicht anzurechnen, die nicht eigne Schuld erzeugt habe.

Noch immer stand Konrad vor der Leiche, sie an-

starrend und mit einem Gedanken im heftigen Kampfe ringend, der Anfangs sein Innerstes empörte, aber von Augenblick zu Augenblick mehr siegende Gewalt über ihn gewann. — Er trat zur Frau Roossi, die mit geschlossenen Augen, nur schwach athmend, unter einer Pinie lag. — Kaum hörbar flüsterte sie ihm die Worte zu: „Ich fühle das Herannahen des Todes; ich erliege der Erschöpfung, dem Hunger!" — Da hatte der Gedanke, gegen dessen Ausführung Konrad mit Macht gekämpft, schnell gesiegt. — „Wir sind gerettet, empört sich auch die Natur gegen das Mittel zu unserer Rettung" — rief Konrad aus und eilte zur Leiche zurück.

Und bald assen Beide von dem Fleische des Negers; sie verschlangen die kaum zur Hälfte ausgebratenen Stücke; es war der wüthende Hunger, es war die Angst vor dem Tode des Verhungerns, welche die Unglücklichen zwang, Menschenfleisch zu essen.

Der Gedanke an ihre schreckliche Lage, an die fest zur Ueberzeugung gelangte Möglichkeit, noch Tage, noch Wochen in dieser unfruchtbaren Wildniß umherirren zu müssen und von Tag zu Tag dem furchtbarsten Elende, dem qualvollsten Hunger, dem Tode des Verschmachtens zum Opfer zu werden, wirkte auf Konrad so mächtig ein, daß er alles Grausen, allen Eckel überwand, und die Leiche zerlegte, als hätte er ein frischgeschossenes Stück Wild vor sich. — Er zerschnitt das Fleisch in verschiedene Striemen, und räucherte es an einer langen dünnen Stange, die er von einem Baume zum andern über dem Feuer anbrachte, auf welches er von Zeit zu Zeit feuchtes Gras und

feuchtes Reisig warf, damit sich viel Rauch erzeuge, und so die Räucherung des aufgehangenen Fleisches schnell vor sich gehe.

Wunde Sohlen, eine allgemeine Entkräftung zwang die Unglücklichen, hier einige Tage zu verweilen. Das Fleisch des Negers, dazu schlammiges Wasser war ihre einzige Nahrung, da diese Wildniß ausser Gras und Bäumen und Gesträuchen auch nicht eine einzige genießbare Pflanze erzeugte.

Die Ruhe stärkte die Erschöpften, das Gebet kräftigte die Gottvertrauenden.

Und wieder volle ein und zwanzig Tage waren die Leidensgefährten dahin gewandert, dem Ende dieser qualvollen Wanderung mit des Sehnens heißestem Drange entgegensehend.

Eine ungemein große Klapperschlange, im Augenblicke, als das Ungethüm sich auf Konrad stürzen wollte, von der muthigen Frau erschlagen, ein junges Krokodil, im Schlafe von Konrad beschlichen und getödtet, eine am Ufer der See von ihnen gefundene Schildkröte, von Zeit zu Zeit etwas Sauerampfer, mehr Sumpf- als Quellwasser waren in diesen ein und zwanzig Tagen ihre Nahrung.

Am Abende des letzten dieser Tage hatten sie sich in einem dem Gestade nahen Gebüsche niedergelassen, die letzten Schnitten des gedörrten Schildkrötenfleisches verzehrt und sich mit einem frischen Trunke Quellwasser gelabt. — Sie beteten, aber wie sehr auch die Gesinnung und das Handeln dieser Frommen nur ein Ziel hatte, das der Ergebung in die göttlichen Beschlüsse, denn nur Sein Wille, nicht der ihrige solle

geschehen, — so beteten sie doch heute zum himmlischen Vater recht inbrünstig: Er wolle sie hinwegnehmen aus diesem Leben; sie flehten um baldiges Annahen der Todesstunde.

Da war es den Beiden, — als dringe vom Meere her ein Geschrei zu ihren Ohren.

Erbleichend, von den Wechselgefühlen der Angst vor grausamen Wilden, der Hoffnung einer Rettung aus ihrem furchtbaren Elend im Innersten heftig bewegt, hatten sie nicht die Kraft, ihren Empfindungen Worte zu geben.

Das Geschrei wiederholte sich. „Vater im Himmel, was du beschlossen hast, das geschehe; ich will dir für Alles danken. Unter diesen Worten hatte sich der todtmatte Konrad mühsam von seinem Blätterlager erhoben; mit schmerzender Kraftanstrengung schleppte er sich dem Gestade zu. Er erblickte ein an der Küste hinsegelndes Boot. — Auf der Stelle, wo er stand, lag ein langer, dürrer Ast. Er umwickelte die Spitze desselben mit seinem durchlöcherten Sacktuche und schwang sie hoch über seinem Kopfe. Die Schiffenden gewahrten das Signal; sie stiessen ein Geschrei aus, sie winkten und ruderten dem Gestade zu.

Aber nicht Wilde schifften heran; das Boot war von sechs Männern in Matrosenkleidung bemannt; es waren Engländer, von welchen jetzt einige aus dem Boote sprangen, zu Konrad eilten und ihm Fragen stellten. Die Freude, nach so langer Zeit die Klänge einer geliebten Sprache zu hören, das Entzücken, den Schoos der Rettung sich erschlossen zu sehen, raubten ihm das Vermögen zu sprechen. Thränen strömten

über Konrads Wangen; er taumelte, er wäre zu Boden gesunken, hätten die Fremden ihn nicht umfaßt. Einer reichte ihm seine Brandyflasche. — Konrad trank, — es war ein Göttertrank, den er mit einer Empfindung schlürfte, die nicht beschrieben, nur gefühlt werden kann. — Durch diese Erquickung hatte er das Vermögen, sich zu bewegen, zu sprechen, allmählig wieder gewonnen.

In Begleitung dieser Männer kehrte Konrad zu seiner ängstlich harrenden Gefährtin zurück. — Konrads Gang war nicht mehr das Wanken des Todtmatten; er war das Taumeln eines von Freude Trunkenen.

Nach zwei Stunden waren Frau Roossi und Konrad am Bord der englischen Brigg; sie kamen glücklich in Halifax an, wo ihnen die freundlichste Aufnahme ward. So wie Konrad, hatte auch Frau Roossi viel Gold bei sich, das in ihrem Unterkleide eingenäht war; sie schaffte sich Kleidung, Leibwäsche, Mundvorrath, und segelte nach einigen Tagen der Erholung auf einem französischen Schiffe zu ihren Eltern und Anverwandten, die in Louisiana lebten.

Als Konrad nach dem Hafen ging, um sich nach einem nach Europa segelnden Schiff umzusehen, erfuhr er, daß vor mehreren Wochen kein Schiff dahin absegle, nach Ostindien aber in wenigen Tagen ein Kauffahrer abfahre. — Da erwachte Konrads früherer Wunsch, das Land der Wunder, die Wiege der Menschheit, das herrliche Indien zu sehen, mit neuer Gewalt und er beschloß, dieses so gepriesene Land mit eigenen Augen zu schauen. Er säumte deßhalb nicht,

an Bord des Kauffahrers, genannt „die Seemöve" unter Kapitän Perton, zu gehen, der auch am zweiten Tage bei günstigstem Winde unter dem Donner der Kanonen den Hafen verließ.

Fünfzehntes Kapitel.

Konrad leidet abermals Schiffbruch.

Immerwährend vom besten Wetter begünstigt, erreichte die Seemöve das Kap der guten Hoffnung, wo sie noch einige Briefe und frisches Wasser aufnahm. Die „Seemöve" hatte die Insel Madagaskar schon weit hinter sich und Kapitän Perton hoffte in wenig Tagen die blaue Gebirgskette Vorderindiens zu sehen, als plötzlich der Wind umschlug und ein Sturm aus Südost daherbrauste.

Eine ungeheuere Meereswelle überschüttete das Vordertheil des Schiffes so sehr, daß dieses untertauchte und nicht wieder aufgerichtet werden konnte. Die ganze Schiffsbemannung stand bis an den Hals im Wasser, welches Alles, was auf dem Verdecke war, mit fortriß. Die Mannschaft bestand aus neun Leuten; davon wurde die Hälfte in ihren Betten ertränkt.

Sobald der Sturm vorüber war, nahm Konrad, nachdem er sich mit dem Kapitän besprochen, die an einem Seitengeländer aufgehangene Zimmermannsart, um die Strickwand zu beiden Seiten des Mastes durchzuhauen, und dadurch das Umstürzen des Schiffes zu verhindern; aber Konrads Bemühung war fruchtlos.

Das Fahrzeug legte sich um, und Masten und Segel versanken im Wasser. Die Pferde wurden eins über das andere umgeworfen, überfluthet und ertränkt.

In dieser schrecklichen Lage hielt sich Konrad an den Strickleitern fest, zog die Kleider aus und spähete umher nach einem Brett oder einer leeren Kiste, um, so lange es Gott gefallen mochte, sein Leben zu fristen. Er sah den Kapitän und zwei zum Verdecke einst gehörige Matrosen, welche sich an einem Strick festgeklammert hatten und Gott mit Angstgeschrei ihre Seelen empfahlen. — Ermuthigende Worte rief der Fromme ihnen zu; er sagte: „der Mensch, der zum Sterben nicht genug Ergebung in den göttlichen Willen habe, wenn es dem Vater gefalle, ihn abzurufen von dieser Welt, sei auch nicht würdig, zu leben.“ Hierauf rieth er ihnen, sich zu entkleiden, wie er gethan und den ersten Gegenstand, der sich als Hilfsmittel darbiete, mit aller Gewalt zu ergreifen, wodurch ihnen vielleicht Rettung werde.

Der Kapitän folgte Konrads Rath und Beispiel; er entkleidete sich, sprang in's Meer und suchte, schwimmend, einen Gegenstand zur Rettung zu finden. — Kaum im Wasser, rief er: „Hier ist die kleine Schaluppe, der Schnabel aufwärts!“ — Auf diesen Ruf schwamm Konrad sogleich auf den Kapitän zu und erreichte ihn, wie er den Schnabel der Schaluppe fest gefaßt hatte. Beide thaten Alles mögliche, um sie umzuwenden; jedoch ohne Erfolg. Nun stemmte der Kapitän, ein großer, breitschulteriger, riesigstarker Mann, seine Füße auf dem Rande der Schaluppe fest: er packte mit seinen gewaltigen Händen den

Schnabel, Konrad hob und stieß auf der entgegengesetzten Seite mit den Schultern, und so gelang es ihnen, die Schaluppe zu wenden; aber sie war voll Wasser.

Konrad stieg hinein und fing an, sie mittelst des Strickwerkes, einer großen Segelstange unter die Spitze des Schiffmastes heranzuziehen; dieser Mast erhob sich jedes Mal 15—20 Fuß aus dem Wasser, wenn das Schiff zwischen zwei starke Wellen zu fallen kam. — Mit dem einen Ende eines Taues machte der Kapitän eine Schlinge, warf sie um die Spitze des Mastes und behielt das andere Ende bei sich. Jedes Mal, wenn der Mast aus dem Wasser gehoben wurde; rieß er die kleine Schaluppe über das Meer; der Kapitän ließ das Tau los, und durch diese Bewegung leerte sich die Schaluppe fast gänzlich vom eingedrungenen Wasser. — Den vereinten Kräften, Konrads und des Kapitäns, unterstützt von zwei Matrosen, die sich bisher an einer Ruderstange festgehalten, gelang es endlich, die Schaluppe an das Hintertheil des Schiffes zu bringen, und von da in das Meer hinauszuschiffen, wo sie bald das Schiff aus dem Gesichte verloren hatten.

Es war ungefähr die vierte Morgenstunde, als mehrere Fäßchen, mit Zwieback, Pökelfleisch, Butter gefüllt, auch Konrads Waschkoffer die Schaluppe umschwammen. Die vier Schiffbrüchigen, — der kleine Ueberrest der ganzen Schiffsbemannung, welche während der Nacht ihren Tod in den Wellen gefunden hatte, — strengten sich auf's äußerste an, diese Gegenstände in die Schaluppe zu schaffen, aber alle Be-

mühungen blieben fruchtlos; ja das Elend dieser Unglücklichen ward dadurch noch vermehrt, denn durch diese Anstrengungen hatte sich die Schaluppe zu sehr auf der einen Seite geneigt und sich so mit Wasser angefüllt, daß nur ein schnelles und ununterbrochenes Ausschöpfen desselben die Schaluppe vom Untersinken retten konnte.

Nach dem Ermessen des Kapitäns war die Schaluppe mehr als achtzig Meilen von der nächsten der Lakediven Inseln entfernt; zu ihrer Leitung hatten die Schiffenden weder Masten noch Segel, weder Steuerruder noch irgend ein anderes Werkzeug, außer einem Messer; sie mußten Theile ihrer Kleidung zerreißen, um den geborstenen Boden der Schaluppe zu verstopfen. — Aus einem in Streifen zerschnittenen Hemd machten sie Flechten und Stricke, brachen hierauf die Doppelbretter der Schaluppe los, welches ihnen nur nach unbeschreiblicher Mühe gelang, und machten aus diesen eine Art Mast, den sie an die vordere Bank befestigten, — und aus einem Brett eine Ruderstange. Weil die Bretter, welche sie aus dem Innern der Schaluppe losgebrochen hatten, zu kurz waren, um die Ränder (Borde) der Schaluppe ganz und gar gegen das Eindringen des Wassers zu schützen, wenn das Meer stürmisch war, so sahen sie sich genöthigt, sich mehrere Male der Länge nach auf den Rand zu legen, Rücken und Arme dem Wasser entgegen zu setzen und so die Wellen mit ihren Körpern zurück zu stossen, während einer der Matrosen beständig das Wasser mit seinem großen holländischen Hute aus der Schaluppe schöpfte, die auf dem Boden noch immer Wasser zog, weil die

geborstenen Stellen nicht ganz genau verstopft werden konnten.

In dieser eben so traurigen als gefahrvollen Lage hielten die vier Schiffenden, so gut als möglich, die Schaluppe windabwärts. — Die Nacht überraschte sie, als sie kaum mit der Verfertigung eines ihnen höchst nothwendigen Segels fertig waren. Der zweite Tag war ruhiger, doch erhob sich in der Nacht ein heftiger, fast sturmähnlicher, öfters wechselnder Wind; dieses Wechseln verursachte eine große Unruhe, denn sie waren genöthigt, so zu steuern, daß sie windabwärts blieben, weil ihre Rettung nur dann zu hoffen war, wenn sie den Cours von Osten nach Westen beibehalten konnten.

Der dritte Tag brach an; er brachte eine brennende Sonnenhitze, die das Elend dieser Unglücklichen auf den höchsten Grad steigerte, die seit ihrem Schiffbruche von dreizehn Zwiebeln, welche ein Matrose zufällig bei sich gehabt, und von einer kleinen Flasche voll Trinkwasser gelebt hatten.

Zu den Füssen des Kapitäns lag sein Hund, ausgehungert wie der Herr. Der Kapitän stieß ihm sein Messer in den Hals. Das Blut wurde in einem Hute aufgefangen und vom Kapitän mit seinen Unglücksgefährten redlich getheilt. — Ein Matrose zerlegte den Hund, warf die Därme in das Meer und schnitt das Uebrige mit Ausnahme des Kopfes, an welchem der zweite Matrose sogleich mit thierischem Heißhunger zu nagen anfing, in dünne Scheiben, die er auf dem Rande der Schaluppe ausbreitete, um sie in den Sonnenstrahlen zu dörren, dabei öfters mit

Meerwasser begoß. — Dieses Hundefleisch war von nun an die einzige Nahrung der Schiffenden.

Am vierten Tage war das Meer sehr unruhig; ein Sturm brach los und die Hilfelosen waren öfters in Gefahr umzukommen. — Aber gegen Mittag ward ihnen eine Hoffnung, die sie alle Gefahren, alle Leiden im Augenblicke vergessen ließ. — In weiter Ferne tauchte ein Fahrzeug auf; es kam so nahe, daß man die Mannschaft auf dem Oberverdeck hin und hergehen sah. — Die Schiffenden stießen ein Geschrei aus, so lauttönend, als es den Erschöpften möglich war; sie gaben Signale durch Schwanken der Hüte, der Tücher; aber von der Heftigkeit des stürmenden Windes gezwungen, die Schaluppe windabwärts zu halten, um nicht umgeworfen zu werden oder zu versinken, hatten sie das Fahrzeug schon eine Strecke überfahren; dieses war bald ihren sehnsuchtsvollen Blicken entschwunden.

Die Vernichtung der beseligenden Hoffnung, gerettet zu werden, hatte auf die beiden Matrosen einen so heftigen Eindruck gemacht, daß sie nicht zu bewegen waren, für ihre und ihrer beiden Gefährten Rettung mehr das Mindeste zu thun; sie schöpften selbst nicht das heftig eindringende Wasser aus. Der Kapitän und Konrad erschöpften sich in Vorstellungen und Bitten; alles blieb fruchtlos. Da ergriff Konrad die zum Steuer dienende Stange; sie hoch schwingend ging er auf die beiden Matrosen los, mit der Drohung, sie todtzuschlagen, woferne sie nicht auf der Stelle die gemeinschaftliche Arbeit verrichten wollten. Eingeschüchtert durch diese Drohung, durch Konrads zornfun-

kelnde Blicke, durch seine körperliche Kraft, begannen sie sogleich, Hand an's Werk zu legen.

Der fünfte Tag war ruhiger, auch das Meer viel stiller, während ein Hai von ungewöhnlicher Größe die Schaluppe begleitete, leckere Beute witternd. — Ein fliegender Fisch fiel in das Fahrzeug; er wurde in vier Theile getheilt und mit Gierde mehr verschlungen als gegessen. — An diesem Tage hatte die Verzweiflung des Hungers und des Durstes einen solchen Höhegrad erreicht, daß William, einer der beiden Matrosen, seines Lebens übersatt, in seine Leidensgefährten drang, ihn zu tödten und von seinem Fleische sich gegen den Hungertod zu schützen. — Nur mit Mühe gelang es ihnen, sein Gelöbniß zu erhalten, daß er nicht Hand an sich lege.

Es ertönte ein Jubelgeschrei, als plötzlich ein Regen in Strömen sich ergoß. Schnell wurden die untern Aermelenden einer Jacke zugebunden, und diese von den vier Männern so gehalten, daß sie ein Gefäß bildete, um das Regenwasser einzusammeln. — Es wäre eine genügende Menge gewesen, um den quälenden Durst zu stillen, aber dadurch, daß diese Jacke schon so oft mit Meerwasser durch und durch getränkt war, hatte es so viel Salziges angenommen, daß nur ein wüthender Durst dieses gesammelte Wasser genießbar fand.

Ungeachtet aller Vorstellungen, ja selbst der herzlichsten Bitten, waren die beiden Matrosen nicht davon abzubringen, mehrere Flaschen Seewasser zu trinken. — Dadurch wurden sie so sehr geschwächt, daß sie in einen fieberhaften Irrwahn verfielen und, nach-

dem sie am siebenten Tage irre redeten, wie Wahnsinnige, dann wieder aus Schmerz in den Eingeweiden stundenlang brüllten und auf dem Boden sich wälzten, am Morgen des achten Tages unter den furchtbarsten Leiden starben.

Der Kapitän und Konrad waren nun allein. Am Abende dieses Tages ging ihnen ein Stern der Hoffnung, der Wonne auf; sie erblickten in nebelgrauer Ferne hochgelegenes Land; bald erkannte es der Kapitän als eine Bergkette der Ghauts, des durch den südlichen Theil der Halbinsel Vorderindien sich hinziehenden und in das Vorgebirg Comorin auslaufenden Gebirges. — Sie ließen die Ruder sinken, warfen sich auf die Kniee und beteten mit heißer Inbrunst. Gestärkt durch die beseligende Kraft des Gebetes, ermuthigt durch den Anblick des von den Gefahren der See, von dem Untergange durch Mangel an Nahrung sie rettenden Landes, richteten sie die ganze Nacht hindurch das Vordertheil der Schaluppe nach der Küste hin; ein günstiger Wind und ein starker Strom förderten ihre Richtung.

Am Morgen berechnete der Kapitän die Entfernung ihres Fahrzeuges vom Lande auf fünf bis sechs Meilen.

Dieser Tag war ein glücklicher, denn er war der letzte ihrer Leiden und Gefahren; mit frommen Sinne und kindlicher Ergebung in den göttlichen Willen hatten diese beiden gottesfürchtigen Männer die schweren Prüfungen, welche der Herr über sie verhängte, heldenmüthig bestanden. — Ungeachtet durch Hunger, mehr noch durch entsetzlichen Durst so entkräftet, daß

sie kaum einige Augenblicke aufrecht stehen konnten, steuerten sie doch den ganzen Tag ununterbrochen dem Lande zu. Am Abend legte sich der Wind; eine Stille trat ein; aber gegen zwei Uhr des Morgens trieb ein heftiger Wind die Schaluppe an das Ufer einer der Lakediveninseln.

Die Schaluppe war von der Heftigkeit des Windes und der Gewalt der Strömung so stark an das Ufer geworfen worden, daß sie zerborst. — Die Beiden ließen die Todten im Fahrzeuge und schleppten sich längs dem Ufer hin. — Sie mußten auf Händen und Füßen, wie sie nur konnten, an den hohen Gestaden hinklettern, welche beinahe senkrecht in einer Höhe von 3 — 400 Fuß über das Meer hingen. — Die vielen, dicht stehenden Bäume, welche sich über den Köpfen der Wandernden hinneigten, hatten viele Blätter verloren; diese sammelten sie zu einem, nun so wohlthätigen Ruhelager, um da den Anbruch des Tages zu erwarten.

Nach dem Erwachen war ihr erster Gang, eine Quelle zu suchen; sie fanden keine, jedoch in den Höhlungen der Felsen dort und da etwas Wasser; es war von salzigem Geschmacke, schlecht zum Trinken, und doch glaubten sie, den köstlichsten Trunk, der dem Dürstenden gereicht werden könne, zu schlürfen. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie an den Felsen dort und da verschiedene Muschelthiere bemerkten, worunter der naturkundige Konrad mehrere Arten als eßbar erkannte. Sie stiegen herab an das Ufer, um ihre Speise mit Seewasser zu würzen, und hatten da die Freude, Austern in Menge zu finden. Welch ein

leckeres Mahl, das sie aber langsam und vorsichtig genossen, wie Ausgehungerte nur thun sollen.

Während sie sich da gütlich thaten, bemerkten sie einen Indianer, — ohne Zweifel einen Bewohner dieser Insel — der bald am Ufer fortlaufend, bald in die See sich stürzend und mit ungemeiner Gewandtheit dahin schwimmend, der Schaluppe sich näherte. Es war ein junger Mann von schöner, kräftiger Gestalt, in der Kleidung der schon mehr civilisirten Indianer. Beim Anblicke der beiden Leichen schauderte er zurück; seine Geberden verriethen anfangs Entsetzen, dann aber tiefes Mitleiden.

Ihm folgten bald Mehrere seines Stammes; einer von ihnen gewahrte Konrad und den Kapitän; sie eilten auf diese zu und gaben ihnen Zeichen der Freundschaft; sie jauchzten und tanzten umher, als Konrad einige Worte in der Sprache der Indianer zu ihnen redete, die sie recht wohl verstanden. — Sogleich rannten zwei davon, mit einer Flüchtigkeit, wovon sich der Europäer keinen Begriff machen kann. Bald waren sie zurück mit kleinen Brödchen, gebacken aus dem von der Maniokwurzel gewonnenen Mehl, mit gedörrten Fischen und einer Kalebasse voll weinähnlichen, sehr wohlschmeckenden Getränkes. — Während Konrad und der Kapitän eine Mahlzeit hielten, die sie jedem Fürstenschmause zur Seite stellten, hatten vier Insulaner die Todten aus der Schaluppe genommen und unter einem Palmbaume begraben.

Von den gutmüthigen Wilden mehr getragen als geführt, hatten Konrad und der Kapitän nach einer Stunde das reizende Thal erreicht, in welchem die

Bewohner dieser Insel, — sie hieß in der Sprache der Eingebornen Mynku-Uffwaar — ihr aus zwanzig und einigen Wigwams bestehendes Dörflein hatten. — Man wollte die Freunde nicht trennen, und Schywa-Oroon, der Aelteste, zugleich das Oberhaupt dieser kleinen Gemeinde, nahm sie in seine Hütte auf. — Da fanden sie zwei Hängematten, ein warmes Bad, eine wohlthätige Behandlung der beim Schiffbruche erhaltenen Wunden, und eine so liebevolle Pflege, daß sie, bei denen die Folgen der erlittenen Angst, des Mangels an gesunder Nahrung, der schlaflosen Nächte, erst jetzt mit gefährlichen Wirkungen erschienen, doch schon nach drei Wochen ihre volle Gesundheit wieder erlangt hatten und mit frischer Kraft ausgerüstet waren.

Aber nicht nur die Bewohner von Mynku-Uffwaar, sondern auch die umliegenden Insulaner kamen zahlreich, um die unglücklichen Weißen zu sehen, ihnen ihr herzliches Mitleid, ihre brüderliche Liebeaus zu drücken und sie mit verschiedenartigen Lebensmitteln reichlich zu beschenken. Beim Scheitern des Schiffes hatten Konrad und der Kapitän viele Wunden erhalten, darunter so manche bedeutende. — Während ihrer todtgefährlichen Leidensfahrt war es nicht möglich, diese Wunden zu pflegen, da ihnen dazu auch die geringsten Mittel gebrachen; dadurch hatten sie sich so verschlimmert, daß wildes Fleisch sich ansetzte. — Die Frau des Häuptlings Oroon übernahm die Heilung der Leidenden mit einer Sorgfalt und Kenntniß, welche vom tüchtigsten Wundarzte nicht besser hätte geschehen können. — So ward den Beiden eine so vortreffliche Heilung, daß sich nach

ungefähr drei Wochen nur mehr leichte Spuren der frühern tiefen Wunden fanden; doch die Schwäche war noch immer so groß, daß sie nur am Arm der gutmüthigen, theilnehmenden Wilden, oder an krückenartigen Stäben in's Freie konnten.

Die Insel Mynku-Uffwaar wird zeitweise von Schiffen besucht, die mit den Einwohnern Tauschhandel treiben.

Schon nach wenigen Wochen landete eine englische Brigg an dem sandigen Ufer der Westseite der Insel. Der Kommandant der Brigg — „der Wallfisch", — Kapitän Wallpoort nahm die beiden Schiffbrüchigen auf's liebevollste auf. Obgleich „der Wallfisch" zu der ziemlich weiten Fahrt nach den Pelew-Inseln, einer Inselgruppe in Australien nördlich von Neuholland, bestimmt war, und die beiden Schiffbrüchigen bei seiner Rückkehr erst in einem Hafen Indiens absetzen konnte, so willigten doch Beide mit größter Freude ein.

Als der Kapitän und Konrad bereit waren, an den Bord des Wallfisches zu gehen, eilten die Insulaner herbei, um die Reisenden mit Bananen (birnenartige, köstliche Früchte, mit denen des Pisany verwandt) — Feigen, frisch geschossenen und gefangenen Vögeln, getrockneten Fischen, Orangen und Zitronen reichlich zu versehen. Der Kapitän schenkte ihnen seine Schaluppe, die sie wieder in ziemlich brauchbaren Stand gesetzt hatten und ihnen, besonders zum Fischfange bessere Dienste leistete, als ihre kleinen, unbehilflichen Kahne. — Um diesen guten, wohlthätigen Menschen seine Dankbarkeit nach Kräften zu bethäti-

gen, kaufte Konrad von dem Kapitän des Wallfisches eine nicht unbedeutende Menge Rum und Brandy, dann auch Matrosenhemden, Messer, Halsgeschmeide, Angeln, Nadeln, Strickzeug und ein Segeltuch zur Schaluppe.

Alle Einwohner — nur die Kranken und die von Altersschwäche in Wigwam zurückgehaltenen Greise ausgenommen, begleiteten die Fremdlinge an den Bord des zum Absegeln bereiteten Schiffes. Kein Auge blieb trocken und mit ausgestreckten Armen, unter allen Zeichen eines tiefen Schmerzens starrten sie dem Schiffe nach, bis es ihren Blicken entrückt war.

Sechzehntes Kapitel.

Die Pelew-Inseln.

Im Laufe der günstigsten Fahrt waren die Pelew-Inseln erreicht. — Ungefähr in der Entfernung einer halben Seemeile von dem Dorfe Wouyna ließ der Kapitän Wallpoort die Anker werfen. Das Ufer war mit dem lieblichsten Grün bekleidet und malerisch gruppirte Haine bildeten eine reizende Umsäumung.

Schon wenige Augenblicke nach dem Auswerfen der Anker kam der Bruder des Häuptlings von Wouyna in einem pfeilschnell daher schießenden Canoe an Bord des Wallfisches, um den Kapitän Wallpoort zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen zu seiner Ankunft. Bald darauf landete auch Punka-booy, der

Häuptling, begleitet von dem Priester dieser Insel und mehreren der Greise des Rathes.

Punka-booy berichtete dem Kapitän, daß es bald nach seiner letzten Abreise von dieser und der umliegenden Inseln zu einem bedeutenden Aufstand gekommen sei, indem die feindlichen Stämme von einem benachbarten mächtigen Stamme unterstützt worden wären. Er suchte zugleich den Kapitän zu überzeugen, daß der Handel mit Sandelholz, welches er früher von diesen Inseln bezogen, sehr leiden würde, wenn nicht alles auf's kräftigste geschähe, den bedeutenden Feind durch die Macht des Schiffsgeschützes zu besiegen und zu vertreiben. — Er bat den Kapitän, daß er seine Streitkräfte mit den seinigen vereine.

Wallpoort zeigte Anfangs keine Lust, einen Kriegszug zu unternehmen, aber Punka-booy bemühte sich immer mehr, ihm die Gefahren vorzustellen, in welchen sich die Bewohner von Wouyna befinden würden, wenn sie mitten über ihrer Arbeit, Sandelholz für den Wallfisch zu fällen, von ihren Feinden überfallen und als Gefangene zum sichern Tod fortgeschleppt würden.

Hierauf stieg der Kapitän mit Konrad, dem er auf's innigste zugethan war und mit Achtung und Vertrauen anhing, geleitet von dem Häuptling Punka-booy, an's Land. Sie wurden im Dorfe von allen Bewohnern mit der herzlichsten Freundlichkeit aufgenommen, auch mit verschiedenen Früchten, besonders Kokosnüssen, feinen Gewürzen, frischen und geräucherten Fischen, Körben voll Schalthieren und einem fetten Schwein beschenkt.

Am andern Tag kamen zwei englische Matrosen, die sich schon seit mehreren Jahren auf den Pelew-Inseln herumgetrieben hatten, an den Bord des Wallfisches zum Besuch. — Sie erzählten, daß sie schon in mehreren Gegenden der Pelew-Inseln gewohnt hätten und überall mit außerordentlicher Gutmüthigkeit seien aufgenommen worden. Seit einiger Zeit habe sich jedoch die Gesinnung der Eingebornen gegen die Engländer an vielen Orten völlig umgewandelt, indem sich die von Zeit zu Zeit hier landenden Engländer äußerst anmassend, habsüchtig und hart gegen die Insulaner gezeigt und deren Mißtrauen und Haß sich zugezogen haben. — Ja, vor zwei Wochen hätten die Insulaner einen völligen Angriff gewagt und mehrere Engländer getödtet, ehe der König von Corumpellay, der die sich zunächst anreihenden acht Inseln beherrsche, im Stande gewesen wäre, mit seinen besten Kriegern herbeizueilen, die Engländer zu beschützen und der furchtbaren Wuth seines Volkes Grenzen zu setzen. Ja, es wurde im Geheimen dahin gestrebt, alle an diesen Küsten landenden Fremdlinge in's Innere der Inseln zu locken und da zu ermorden.

Was die Matrosen von den feindlichen Gesinnungen der Einwohner von Wouyna und der angrenzenden ausgesagt, bestätigte sich bald durch die That. Das bedungene Sandelholz wurde mit auffallender Langsamkeit, täglich von schlechterer Sorte geliefert. — Mehrere Male baten die gegen England noch gutgesinnten Eingebornen den Kapitän, ihnen in ihren kleinen Kriegen gegen todtfeindliche Nachbarstämme beizustehen und versprachen dafür, wenn ihre Feinde besiegt

seien, binnen zwei Monaten die vollständigste Ladung herbeizubringen.

Endlich gab Kapitän Wallpoort ihren Bitten nach. Es wurde ein kleiner Kriegszug nach der Insel Naupakal, ungefähr 40 — 50 englische Meilen vom Ankerplatze des Wallfisches entfernt, unternommen. — Drei dazu ausgerüstete Fahrzeuge hatten eine genügende Anzahl von Flinten und Munition, dazu drei kleine Kanonen am Bord; — sie wurden von tausend bewaffneten Wilden in 46 Piroguen begleitet. Drei tausend andere streitbare Insulaner zogen nach dem bezeichneten Thale, wo der Kampf beginnen sollte.

Drei Tage darauf liefen die Fahrzeuge in den Fluß ein, der die Insel Naukapal durchschneidet. Die an beiden Ufern aufgestellten Feinde begrüßten die Schiffenden mit einem Pfeil- und Steinhagel. Die Steine wußten sie vermittelst ihrer Schleudern mit großer Geschicklichkeit zu werfen. — Die Schiffenden feuerten zu wiederholten Malen ihre Flinten ab, worauf die Wilden in das Innere der Insel entflohen.

Nach diesem Scharmützel schifften die Fahrzeuge noch 15 Meilen stromaufwärts und zerstörten die Dörfer und Pflanzungen auf beiden Seiten des Flusses. Bei der Rückfahrt wurde an einem Orte angehalten, wo die Insulaner sich eben beredeten, ein schauderhaftes Fest zu feiern. — Von den Leichnamen der gefallenen Feinde sollte ein leckerer Schmaus gehalten werden.

Die Leichname wurden auf die Erde gelegt. Nun erschienen die Priester mit langen, breiten, scharfen Messern und trennten die Glieder vom Rumpfe. —

Jedes einzelne wurde sorgfältig in Bananiblätter gewickelt und auf heißgemachte Steine gelegt, um es zu braten. Mit thierischer Gierde wurde dann nicht gegessen, sondern gefressen.

Auf der am andern Tage nach Osten gerichteten Fahrt fand man sämmtliche Dörfer nebst den umliegenden Pflanzungen leer und verlassen. Nach 3 Tagen vereinten sich die Fahrzeuge wieder mit dem „Wallfisch.“

Kapitän Wallpoort hatte mit dem Häuptling Punka-booy einen Accord auf 500 Tonnen (10,000 Zent.) Sandelholz abgeschlossen, aber es wurden ihm kaum 150 Tonnen geliefert. — Ohne viele Entschuldigung erklärte der Häuptling, nicht mehr liefern zu können, weil die Wälder dieser Insel gänzlich erschöpft seien. — Von da an kam Punka-booy, seine Brüder, der Priester, die Aeltesten des Volkes nicht mehr an Bord des Wallfisches, nicht mit Unrecht befürchtend, als Geisel zurückbehalten zu werden, bis die Einwohner von Wouyna ihrer Verpflichtung, die versprochene Ladung voll zu machen, gänzlich nachgekommen seien.

Der Kapitän war sehr unwillig, von diesen anfangs Freundschaft- und Pflichttreue heuchelnden Wilden sich so betrogen zu sehen und ging mit dem Plane um, selben die Folgen einer solchen Unrechtlichkeit fühlen zu lassen. — Er war ihnen im Kampfe gegen ihre Feinde so kräftig zur Seite gewesen, so daß er sich vornahm, die Undankbaren empfindlich zu züchtigen.

Zu Anfang September kamen zwei große Fahrzeuge (Piroguen) von der Insel Imbra mit 230 Wilden an das Schiff, um die Europäer zurückzufordern,

welche mit ihren Weibern, Töchtern der Eingebornen, an Bord des Wallfisches gegangen waren, um die Insel zu verlassen. Die Wilden begannen die Mannschaft mit Pfeilschießen und Steinschleudern anzugreifen. — Der Kapitän ließ die beiden Piroguen in den Grund bohren, sämmtliche am Bord seines Schiffes befindliche Europäer wie Marinesoldaten bewaffnen und landete an einer Stelle, die der schwarze Felsen hieß. — Der Häuptling Punka-booy vereinte sich an der Spitze von 290 treu gebliebenen Wouyna-Bewohnern mit der Mannschaft des Kapitäns Wallpoort.

Dieser hatte eine zahlreiche Abtheilung unter die Befehle des Lieutenant Norfeld gestellt. Der wohlerfahrene Offizier belehrte seine Mannschaft, daß es nicht rathsam sei, sich zu zerstreuen und in einzelne Gruppen zu verlieren; aber die Europäer achteten nicht auf diese vernünftige Vorstellung; sie vereinten sich zu drei bis vier Mann und liefen bald dort bald dahin.

Lieutenant Norfeld, an welchen sich der vom Kapitän mit guten Waffen ausgerüstete Konrad angeschlossen hatte, zog mit den an seiner Seite gebliebenen zwei Unterhäuptlingen der Gemeinde Wouyna, dann einigen Schiffssoldaten und Europäern, ein kleines, nur aus 11 Mann bestehendes, aber von den Wilden zu fürchtendes Häuflein auf schmalem Fußsteige einer Ebene zu, durch welche dieser Trupp einen Hügel erreichte, dessen Gipfel ziemlich platt und von allen Seiten frei war. Hier bemerkten sie mehrere Insulaner, welche durch furchtbares Geschrei und wilde, in Gebehrden ausgedrückte Drohungen das

Häuflein einzuschüchtern versuchten. — Mehrere waren mit Feuergewehren bewaffnet, sie schoßen; Konrad erwiederte den gefährlichen Gruß mit einem Gleichen; zwei Insulaner stürzten; die übrigen entflohen. Norfeld ließ die ihm bei seinem Vorrücken aufstossenden Wigwams niederbrennen.

Das Vorrücken dieser geschlossen marschirenden Mannschaft wurde plötzlich durch ein Jammergeheul, durch Angstrufe um Hilfe aufgehalten; es waren mehrere von dem Lieutenant auf eignen Kampf hinweggelaufene Europäer, die jetzt in Norfelds Rücken von einer feindlichen Ueberzahl angegriffen und in Gefahr waren, umrungen zu werden. Norfeld eilte ihnen zu Hilfe, aber ehe er ihnen diese leisten konnte, hatten sie aus elender Feigheit ihre Flinten, ihr Schießzeug von sich geworfen und in schleunigster Flucht den Strand zu erreichen gesucht, um sich in die Fahrzeuge zu retten. Aber von den schnellfüßigen Insulanern überholt, sanken sie nach wenigen Augenblicken unter den tödtenden Hieben der Tomahawks, unter den durchbohrenden Speeren.

Lieutenant Norfeld beschloß, sein Häuflein zwei Mann hoch, dicht geschlossen, die Gewehre zum Anschlagen bereit, nach dem Schiffe zurückmarschiren zu lassen. Er eröffnete den Zug, Konrad schloß ihn. Die zahlreichen auf beiden Seiten heranströmenden Wilden hatten nicht den Muth, die kleine Schaar anzugreifen; sie begnügten sich, ihnen Tod und Verderben zu schwören.

Aber bald füllte sich der zwischen dem tapfern Häuflein und den Fahrzeugen ausgebreitete Raum mit

Tausenden von Wilden, die zur höchsten Wuth aufgeregt waren, und sich Gesicht und Körper mit dem Blute ihrer erschlagenen Feinde schauderhaft gefärbt hatten. — Zu beiden Seiten der festen Trittes nach den Fahrzeugen Eilenden, standen die Wilden, ihre Pfeile, Speere, Keulen unter gräßlichem Geheul schwingend, ohne Muth zum Angriff; doch Einer schlich unbemerkt so nahe, daß er auf den Lieutenant einen Pfeil in tödtlicher Nähe abschießen konnte. Der Pfeil hatte solche Kraft, daß er Norfelds Rücken und Brust durchbohrte. Nach wenigen Schritten stürzte der Verwundete todt zur Erde nieder.

Konrad schoß seine Flinte nach dem Meuchelmörder ab, ohne ihn mehr als nur leicht zu verwunden, und lud so schnell als möglich wieder. Als er sich wandte, um nun statt des Lieutenants an die Spitze des Häufleins zu treten, bemerkte er mit Staunen und Schrecken, daß seine Mannschaft nach allen Richtungen hin entflohen sei. Ihm blieb nichts übrig, als die schleunigste Flucht, da die Wilden zahlreich heranstürmten, um ihn zu fangen. Während der Flucht gelang es ihm, einem getödteten Europäer das Pistol aus dem Gürtel zu reißen. Schon packte Einer seiner Verfolger ihn am Genick. Im Augenblick hatte sich Konrad gewandt, und diesem mit dem schweren, eisenbeschlagenen Kolben des Pistols die Hirnschale zerschmettert; es gelang ihm, einen Vorsprung zu gewinnen und den Fuß eines steil aufsteigenden, felsigen Berges zu erreichen, welcher kegelförmig mitten in der Ebene stand. — Da vereinten sich mit ihm fünf Schiffssoldaten, die von zahlreichen Wilden

verfolgt, hieher flohen. — „Hinauf auf den Felsen, schnell hinauf!“ — schrie ihnen Konrad zu. Von einem Pfeilhagel verfolgt, aber von Gott geschützt, erkletterten sie die Kuppe des Felsenberges.

Hier waren sie für den Augenblick gesichert, denn der Berg war so hoch, daß die Pfeile und Schleudersteine zu dieser Höhe hinauf keine tödtende oder verwundende Kraft mehr hatten; auch konnte die Bergkuppe nur da erklommen werden, wo Konrad und seine Gefährten auf einem, kaum für die Gazelle genug breiten Steige mehr erkrochen als erklettert hatten. Um diesen Steig zu vertheidigen, gebrach es ihnen nicht an Mitteln, denn jeder der Marinesoldaten hatte zwei Flinten und ein Paar Lederbeuteln mit Pulver und Blei, die sie von der Seite getödteter Kameraden in großer Eile an sich gerafft hatten, um so lange als möglich sich vertheidigen zu können.

Unter den Schiffssoldaten war einer an mehreren Körpertheilen verwundet, nicht gefährlich, doch zum Kampfe unfähig; diesem trug Konrad auf, in seinem und der seinigen Rücken auf einem Felsenblock sich niederzulassen und die abgeschossenen Gewehre zu laden. — In Massen zu Hunderten stürmten die Wilden heran, aber sechs Schüße von wohlgeübten Schützen in die dichte Masse gethan, auf Konrads Kommando Feuer in einem und demselben Augenblicke dem Rohre entfahrend, hatten unter den Wilden bald eine so große Niederlage bereitet, daß diese unter furchtbarem Geheul vom Fuße des Felsenberges entflohen und sich außerhalb der Schußweite im hohen Grase lagerten.

Bald sprangen Mehrere auf, schleppten die Leich-

name von Europäern herbei, und bildeten von ihnen eine Reihe, den unglücklichen Lieutenant Norfeld an der Spitze. — Nun wurde auch eine Reihe von Feuern angezündet, während Andere die Leichname in vier Theile zerstückten, Kopf und Eingeweide auf einen Haufen warfen, und jedes Viertheil eines jungen, schlanken abgeschälten Baumstammes als Bratspieß gebrauchend, an einem der Feuer langsam brateten. — Diejenigen der Wilden, welche nicht mit dem Drehen des Spießes beschäftigt waren, umtanzten und umsprangen die Feuer unter den heftigsten Ausbrüchen der wildesten Freude, unter Gesängen, die dem Geheule ausgehungerter, blutlechzender Wölfe und Schakale glichen. — Als die Fleischstücke gebraten waren, wurden sie von den Häuptlingen und Priestern auf Pisangblättern in kleinere Stücke zerschnitten. Der Angesehenste unter diesen stieß in ein Muschelhorn und nun stürzten sich alle mit der Gierde des Heißhungers auf das schauderhafte Gericht.

Der Schmaus war vollbracht, nach ihm längere Zeit eine träge Ruhe genossen, und Beides hatte auf die Wilden die Wirkung, daß die Sturmwellen ihrer Wuth allmählig sich glätteten und die Häuptlinge sich bereit erklärten, mit Konrad eine friedliche Uebereinkunft abzuschließen, die darin bestand, daß ihm und seinen Kriegsgefährten Leben und Freiheit zugestanden werden, wenn er und die seinigen die Waffen ablegen und sich als Kriegsgefangene ergeben.

Konrad kannte aus den frühern Schilderungen des Kapitäns Wallpoort die Tücke und Wortlosigkeit dieser Wilden; er verwarf daher solche Bedingungen;

da er jedoch beim Anfange des Kampfes gesehen hatte, daß acht Häuptlinge, weithin kennbar durch ihre auffallende Kopfbedeckung von hohen, blutrothen Federbüscheln, als Gefangene auf eines der drei Fahrzeuge, geschleppt wurden, und da er von seinem gegenwärtigen Standpunkte aus dieses Fahrzeug und auf selben die so kenntlichen Häuptlinge erblickte, so rief er den am Fuße des Felsens seiner Erklärung entgegen harrenden Wilden zu: „Laßt mich und die Meinigen ungefährdet an den Bord unsers Schiffes zurückkehren, im Augenblicke unsers dortigen Erscheinens werden eure gefangenen Häuptlinge, in Freiheit gesetzt; werdet ihr aber uns tödten, so harret der Gefangenen auch dieses Loos.

An der Spitze der am Fuße des Felsens sich immer dichter schaarenden Menge stand der Oberpriester, der gerade am feindlichsten gesinnten Abubeukyr, eines Stammes, der schon seit unfürdenklichen Zeiten mit den Bewohnern der Insel und des Dorfes Wouyna in oft sich erneuernder Fehde lebte, und die Engländer besonders haßte. — Dieser Oberpriester, von brüderlicher Liebe zu dem voreiligen Geständniß hingerissen, daß sein theuerer Bruder einer jener acht Gefangenen sei, befahl der ihn umstehenden Schaar, sich zurückzuziehen bis in die Entfernung eines Pfeilschußes. Als die Wilden, ihn fast wie eine Gottheit verehrend, schnell seinem Befehle nachgekommen waren, kletterte er fast die Hälfte des Felsensteiges hinan und forderte Konrad unter feierlichen Beschwörungen auf, die Wahrheit zu sagen, ob die acht gefangenen Insulaner noch am Leben seien.

Ein Blick auf das Fahrzeug hin war genügend, um mit Wahrheit sagen zu können, daß sie noch leben, daß sie nicht gebunden, nicht bewacht, sondern im vollen Besitze der Freiheit seien, auf dem Verdecke des Fahrzeuges umherzugehen. — Der Oberpriester entfernte sich und hielt Rath mit den Häuptlingen.

Es kamen die Wilden während der Berathung des Oberpriesters mit den Häuptlingen wieder näher; sie sprachen alle nur möglichen Betheuerungen ihrer friedlichen, ja freundschaftlichen Gesinnungen aus und verhießen diesem kleinen, aber muthvollen Häuflein die vollständigste Sicherheit. Aber das Häuflein von acht Mann, nur auf sich selbst abgeschlossen, stand da, einer unübersehbaren Menge von Wilden gegenüber, — unerschütterlich wie der Fels im tosenden Meere, das Gewehr mit gespanntem Hahn im Arm, jede Bewegung, jeden Blick der Wilden scharf beobachtend.

Unter Konrads Gefährten war ein Soldat, seiner Heimath ein Portugiese, der früher einige Jahre auf dieser Insel gelebt, mit vielen Einwohnern einen Freundschaftsbund geschlossen und jetzt die volle Ueberzeugung hatte, daß er, des Dialekts dieser und der angrenzenden Insulaner vollkommen mächtig, es bald dahin bringen werde, zwischen diesen seinen Gefährten und den Wilden ein Freundschafts-Bündniß zu stiften und ihre ungefährdete Rückkehr auf das Schiff zu erwirken. Konrad war lange nicht zu bewegen, dem Portugiesen, — er hieß Sebastiano Ponetta — die Erlaubniß zu geben, hier seine, wenigstens jetzt noch immer gesicherte Stellung zu verlassen und der Gefahr, ein Opfer der Tücke, des Hasses, der Blutgierde dieser

entmenschten Insulaner zu werden — sich ganz schutzlos Preis zu geben. — Doch vermochte er Ponettas zudringlichen Bitten nicht länger zu widerstehen.

Kaum war Ponetta an den Fuß des Felsens herabgestiegen, als die Wilden unter einem geheulartigen Freudengeschrei ihn umrangen; er wollte eine Rede an sie halten, ohne Zweifel zu Gunsten seiner Kriegsgefährten, aber die Wilden ließen ihn nicht zu Wort kommen; zwei faßten ihn unter den Armen, die übrigen sprangen und tanzten um ihn her, ihre Keulen und Speere schwingend. — Mit Befremden sah Konrad, daß Ponetta, so heftig er sich bemühte, in die Nähe der sich berathenden Häuptlinge zu kommen, immer mehr davon hinweg und nach einem Gebüsch gedrängt wurde; — da, — o entsetzlicher Anblick, — ergriffen die Wilden den Unglücklichen, hoben ihn hoch empor in die Luft, und im Augenblicke war seine Brust durchbohrt von unzähligen Speeren. — Ein eisiger Schauer durchrieselte Konrads Gebeine; das Loos, welches auch seiner harrte, blickte ihm entgegen aus dem strömenden Blute des fruchtlos Gewarnten.

Jetzt kam der Oberpriester zurück, gefolgt von drei Häuptlingen, die zurückblieben am Fuße des Felsenberges, während er den schmalen Steig hinankletterte bis zur Hälfte der Höhe, da von Konrad mit würdevoller Freundlichkeit empfangen.

Der Oberpriester verlangte im Namen der Häuptlinge des Volkes, der Priester und Aeltesten, daß Konrad mit den sechs Mann, die er noch zur Seite hatte, die Waffen niederlegen und sich ergeben soll als Geißel für die acht Insulaner, welche auf einem der

Fahrzeuge als Gefangene bewahrt werden. Sobald diese wieder frei und in der Mitte der Ihrigen sind, wird auch Konrad mit den Seinigen unter sicherm Geleite an den Bord des Schiffes geführt.

Konrad forderte von dem Oberpriester, daß er nebst seinen Gefährten unter sicherm Geleite an den Bord des Wallfisches gebracht werde, wo dann unverzüglich der Austausch der Kriegsgefangenen geschehe, überdieß der Bruder des Oberpriesters noch mit einer vollständigen europäischen Bewaffnung und sehr glänzendem Putze beschenkt werden solle.

Die Wilden, ermuthigt von der geringen Anzahl ihrer Feinde, verwarfen Konrads Forderung, aufgereizt durch ihre Priester und Häuptlinge, sich nicht zu fürchten vor dem Geschoße der Feinde, sondern Alles zu wagen, um diese Weißen todt oder lebendig in ihre Gewalt zu bekommen. — Da Konrad einen Ueberfluß an Pulver und Blei hatte, da zu befürchten war, daß diese Unzahl von Wilden, von der höchsten Wuth zu Thaten der Verzweiflung hingerissen, doch sich vereinen möchte, die Erstürmung der Felsenkuppe zu erzwingen, würden auch Tausende dem Feuer dieses Häufleins erliegen, ehe es gelinge, Meister der Höhe zu werden, und da dieser Gedanke des Anstürmens nur seine wirkende Kraft verliere, wenn jeder Schuß sein Ziel dahin raffe, so unterhielt Konrad, während zwei Mann die abgeschossenen Gewehre luden, mit den Uebrigen ein ununterbrochenes Feuern. — Von merkwürdiger Wirkung war bei allmähligem Mangel an Kugeln das Schießen mit Rehposten; hatte die Kugel nur Einen Mann getödtet, so wurden durch den Schuß mit Reh-

posten zugleich mehrere, wenn auch nicht tödtlich, doch so schwer verwundet, daß sie, des Kampfes unmächtig, hinweg gebracht werden mußten.

Da eilte der Oberpriester, von seiner gewöhnlichen Umgebung gefolgt, einem nahen Hügel zu. Ein langgezogener, weithin schallender Ton aus dem gewaltigen Muschelhorn rief die Häuptlinge an seine Seite, ein zweiter gebot der, das Häuflein der Weißen ankämpfenden Schaar, sich vom Felsen zurückzuziehen; unter den Wilden herrschte eine dumpfe Stille, das Annahen eines verheerenden Gewitters auf schauerliche Weise ankündigend.

Neue Hornsignale. Die Wilden rotteten sich in einzelne Massen; an jede derselben trat ihr Häuptling, die Befehle des Oberpriesters verkündigend. — Mit wildem Freudengeschrei rannten die Wilden auseinander, dem nahen Walde zu; bald kehrten sie zurück, jeder langsam sich schleppend, unter großen Bündeln Holz; rund um den Felsen her, in mäßigen Zwischenräumen, wurden Feuer angezündet, und immer mehr Holz herbeigeschafft, — ein Zeichen, daß die Umlagerung des Häufleins eine langwierige seyn soll; zugleich rotteten sich kleine Abtheilungen, die einander in geringer Entfernung folgend, wie Patrouillen eines geregelten Militärs den Felsen umgingen, jedes Entfliehen von selbem verhindernd oder doch sogleich den Uebrigen verrathend.

Ungeachtet weder der Oberpriester, noch die ihm untergeordneten Häuptlinge an Konrad eine Aufforderung ergehen ließen, sich mit den Seinigen zu ergeben, so erkannte doch Konrad aus diesen kriegerischen

Anstalten ihren wohl ersonnenen Plan, ihn durch eine Art von Belagerung, vorzüglich durch Hunger zu zwingen, in ihre Gewalt sich zu überliefern. — Auch Konrads Kampf- und Drangsalgefährten erkannten die Absicht der Wilden eben so gut, als auch das Gefährliche, das Verzweiflungsvolle ihrer Lage; aber sie würden sich eher dem Hungertode zum Opfer gebracht, sie würden sich eher von der Kuppe des Felsens hinabgestürzt und am Gesteine der Tiefe ihre Körper zerschmettert, als sich den Wilden auf Gnade und Ungnade überliefert haben, denn sie kannten die mehr als barbarische Grausamkeit dieser Unmenschen, deren Gewohnheit war, ihren Gefangenen die Augenlieder abzuschneiden und sie alsdann mit dem Gesichte der Sonne zuzuwenden, oder ihnen die Fußsohlen abzureißen und an Fackeln geschmolzenes Harz in die Wunden zu träufeln.

Die Nacht dunkelte heran, der Kampf hatte schon am Morgen begonnen und bis zu dieser Stunde war es den Weißen noch nicht vergönnt gewesen, nur einige Nahrung zu genießen, die ihnen nicht gemangelt, da Konrad wie auch die Schiffssoldaten sich mit Proviant für zwei Tage versehen hatten, als sie das Fahrzeug zu verlassen und die Wilden am Ufer zu bekämpfen, vom Kapitän Wallpoort befehligt waren. — Die Wilden ruhten an ihren Feuern und Konrad lagerte sich mit den Seinigen am Rande des Felsen, um die Feinde stets im Auge, sich da mit Zwieback, gedörrtem Fleisch, mit Wiski zu stärken, und dann für ihre Sicherheit während der Nacht die geeigneten Vorkehrungen zu machen.

Sie hatten sich mit Speise und Trank erquickt;

wie von einem und demselben Geiste beseelt, sanken sie auf ihre Kniee, die Blicke zum Himmel erhoben, flehten sie voll Inbrunst zu Gott um Hilfe und Rettung. Es war eine herzerhebende Ansicht, diese sieben Männer, Angesichts ihrer blutdürstenden Feinde zu sehen auf den Knieen, hingegossen in heiße Andacht, voll drängender Sehnsucht nach Hilfe und Rettung; und doch der Gefahr, dem nahen Tode mit Heldenmuth entgegenblickend, voll Ergebung in den göttlichen Willen und seinen Beschlüssen in frommer Ruhe, in kindlicher Unterwürfigkeit entgegenharrend.

Von dem seit der Morgenstunde fast ununterbrochen währenden Kampfe bis zum Umsinken ermattet, erboten sich doch die Soldaten, die Nacht hindurch unterm Gewehr zu bleiben, wach und aufmerksam; aber Konrad wollte ihnen und sich selbst Ruhe gönnen, um am Morgen zu neuem Kampfe auch frisch gestärkte Kräfte zu haben. Er ließ Steine zusammentragen auf der Stelle der Felsenkuppe, wo der einzig dahin führende Steig ausmündete, eine die Hälfte einer Mannshöhe erreichende Brustwehr aufrichten; hier mußte Einer von ihnen, — Schildwache stehen, während die Uebrigen ruhten; er selbst eröffnete die Nachtwache und die Ablösung geschah immer in aller Stille, wenn der Wachhabende glauben konnte, daß allenfalls eine Stunde vorübergegangen sei.

Der Morgen dämmerte heran. Konrad stand, die letzte Wache haltend, an der Brustwehre, mit ernsttrüben Blicken hinabsehend auf die verglimmenden Wachfeuer der Wilden, die noch immer einer sorgenlosen Ruhe sich überließen, in liebgewonnener Träg-

heit; da war keine Menschlichkeit, kein Erbarmen zu hoffen; er blickte hinaus auf das sanft wogende Meer; von da allein konnte ihm Hilfe und Rettung werden. Er betete still für sich hin; es war das heiligste Gebet eines zum nahen Tod sich Vorbereitenden. — Dann weckte er seine Mannschaft; sie sollte durch ein kurzes, gefühltes Morgengebet ihre Seele, durch den Genuß der noch übrigen Lebensmittel den Körper stärken, dann sich aufstellen am Rande des Felsen und so dem allmählig von träger Ruhe sich losmachenden Feinde muthvoll entgegen schauen, durchglüht von Kampfesgierde.

Wie am Abende des verflossenen Tages blieben die Wilden auch an diesem Morgen in der ihrer von ihrem Oberpriester angewiesenen Stellung, sie schafften Holz herbei, um die Feuer zu unterhalten, sie trugen von der Wahlstätte, aus den Gehölzen die Leichen der getödteten Feinde, die ihrer eignen Stammbrüder herbei, um schon in früher Stunde ein schauderhaftes Mahl zu halten.

Noch immer schaute Konrad scharf spähenden Blickes hin auf die grünliche Spiegelfläche des Meeres; sein Auge erheiterte sich, plötzlich in frohen, in den schönsten Ahnungen schlug sein Herz; in weiter Ferne tauchte ein Schiff auf; seiner Ueberzeugung nach konnte es nur der Wallfisch seyn, der aufwärts gesegelt war, um die den abtrünnigen Bundesfreunden mit zahlreicher Mannschaft zu Hilfe eilenden Bewohner der angrenzenden und umliegenden Inseln zu bekriegen und mit seinem Geschütze die nach Wouyna steuernden Piroquen in den Grund zu bohren.

„Nieder auf die Kniee und Gott gedankt für die Rettung vom nahen Untergange. Dort segelt, flüchtig wie die Schwalbe, Kapitän Wallpoort heran; Gott hat ihn, den Retter gesandt in der Stunde höchster Bedrängniß!“ — So rief Konrad mit jubelnder Stimme, und seine Gefährten, Wallpoorts heranfliegendes Schiff ersehend, — erhoben ein Geschrei des Frohlockens und sie dankten Gott mit jubilirendem Rufe, und Thränen der Freude flossen über die gebräunten Wangen.

Aber in diesem Augenblicke hatten auch die Wilden das heransegelnde Schiff mit seiner zahlreichen, wohlbewaffneten Bemannung, mit den vielen Lucken, aus denen die schwarzen Mündungen der Geschütze hervordrohten, erblickt; es entstand unter ihnen eine ungemeine Verwirrung; die Feigen flohen in die Wälder, die Muthigen eilten an das Gestade, um da hinter Gebüschen, hinter Felsstücken und Erderhöhungen das Landen des Schiffes zu erwarten und die an's Ufer Tretenden mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen zu empfangen; nur ein kleiner Trupp blieb zurück, an ihrer Spitze der Oberpriester, um Konrad und die Seinigen durch Hunger zu zwingen, sich zu ergeben und das Opfer der Rache für die Vielen zu werden, die unter seinen und seiner Gefährten sicher gesendeten Kugeln gefallen waren.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Muth und List die des sichern Todes Gewärtigen retten sollte. — Konrad theilte den Seinigen den Plan zu ihrer Rettung mit, den er so eben gemacht; er trat dann an den Rand der Felsenkuppe und rief dem

seiner Ergebung oder seines Todes harrenden Trupp der Wilden zu: „Er steige den Felsen hinab, um sich mit den Seinigen zu ergeben; am Fuße des Felsen werden die Waffen niedergelegt und wehrlos trete er vor, um sich zum Gefangenen zu ergeben, doch nur an den Oberpriester, dem er seine Arme darreiche, um sie von ihm mit Lianen fesseln zu lassen, doch sei die ausdrückliche Bedingung, daß der Trupp der Wilden auf hundert Schritte sich zurückziehe und da seiner und der Seinigen Unterwerfung harre. — Auf den Befehl des Oberpriesters, der sich seiner ersehnten Beute schon ganz sicher dünkte, zogen sich die Insulaner in die bezeichnete Entfernung zurück.

Die Weißen stiegen den Felsenberg herab; am Fuße desselben legten sie ihre Flinten vor sich hin auf den Boden und blieben da stehen; Konrad trat einige Schritte vor; mit Hast warf er seine Flinte, die aus dem Gürtel genommenen Pistolen, das Matrosenmesser, den Säbel von sich und schritt dem Oberpriester zu, der ihm mit höhnisch-triumphirender Miene entgegentrat. Aber kaum standen sie sich gegenüber, Mann an Mann, da faßte Konrad den Priester mit der Linken an der Brust, riß ein verborgen gehaltenes, schon gespanntes Terzerol unter seinem Kleide hervor, drückte dem Todtbleichen die Mündung an die Stirne und drohte, ihn zu erschießen, wenn nur einer der Wilden es wagen würde, von seinem Platze sich zu bewegen oder ein Pfeilgeschoß anzulegen. Alle, ihren Oberpriester abgöttisch verehrend, für die Krümmung eines jeden seiner Haare zitternd, wagten nicht einen Ruf des Schreckens, des Entsetzens auszustoßen; wie mit eher-

nen Banden gefesselt, standen sie da, regungslos, auf ihr hochgefeiertes Oberhaupt hinstarrend, mit dem Zittern der höchsten Angst der Dinge harrend, die da kommen werden.

Im Augenblicke hatten Konrads Gefährten, von ihm mit seinem Rettungsplan vertraut gemacht, ihre Gewehre vom Boden aufgerafft; den Hahn gespannt, die Spitzen der Bajonette dicht an des Priesters Brust, wild funkelnden Auges umstanden sie den Gefangenen.

„Höret, Insulaner — rief diesen Konrad zu — bei Gott dem Allmächtigen schwöre ich, daß euerm Priester kein Haar gekrümmt werde, wenn ihr euch auch nicht eine Spanne weit von euerm Platze bewegt, bis ich mit ihm das Schiff erreicht habe. Bis dahin sei er mir eine Geißel, eine sichere Bürgschaft für mein und der Meinigen Leben. Am Bord des Schiffes angekommen, wird er sogleich in Freiheit gesetzt; mit Geschenken reichlich begabt, kehrt er zu Euch zurück. — Es dürfen nur zwei der Eurigen folgen, entwaffnet, um die Geschenke zu tragen, die dort Euerm Priester gegeben werden."

Die Insulaner, Konrads Worten vertrauend, brachen in ein Freudengeschrei aus. Den Oberpriester am Arme führend, von seinen Soldaten mit gefälltem Gewehre umgeben, in einiger Entfernung von zwei unbewaffneten Wilden gefolgt, schritt Konrad raschen Ganges dem Schiffe zu, dessen Kanonen alle feindlichen Insulaner von der Küste hinweg gefegt hatten. — Der Oberpriester, die acht gefangenen Häuptlinge wurden frei gegeben und die beiden Wilden mit zwei kleinen Kisten von Flitterstatt, Eisenzeug, kupfernen Arm-

spangen, wollenen Decken und Branntwein so reichlich vom Kapitän Wallpoort beladen, daß sie die Geschenke kaum fortzuschleppen vermochten.

Noch in derselben Stunde lichtete der Wallfisch die Anker und segelte seiner Bestimmung zu.

Aber schon am zweiten Tage nach der Abfahrt von der Insel Wouyna wurde das Schiff von einem drei Tage und Nächte anhaltendem furchtbaren Sturme nach einer ganz andern Richtung hin verschlagen und so beschädigt, daß mit jedem Tage das Untersinken desselben zu befürchten war.

Gott erbarmte sich der Bedrängten und geleitete das lecke Fahrzeug in den Hafen von Surate.

Siebenzehntes Kapitel.

Surate und das Kap der guten Hoffnung.

Unter den Distrikten Vorderindiens ist der Distrikt Surate in der Landschaft Guzerate, einst von einem eigenen Fürsten beherrscht, jetzt den Britten gehörig, einer der bedeutendsten.

Die Hauptstadt gleichen Namens, gelegen am schiffbaren Fluße Tapty, unweit seiner Einströmung in den Busen von Cambay, ist gut befestigt, hat ein Castell (kleine Festung) mehrere christliche Kirchen, reiche Bazars (Verkaufsplätze mit Kaufmannsgewölben,) ein Hospital für Thiere mit mehreren Höfen, 80,000 Häuser und 500,000 Einwohner, dar-

unter gegen 14,000 Parsen — Urvolk in Persien — und sehr viele Europäer, eine große Anzahl von Fabriken und treibt einen ausgebreiteten Handel mit verschiedenen indischen Waaren. Der Haupthafen der Stadt, an der Mündung des Tapty gelegen, heißt Swally.

Diese Stadt gehörte erst den Niederländern seit 1616. Die Britten nahmen sie 1765 in Besitz.

Das Bedürfniß der Herstellung seiner durch so viele und langwierige Leiden sehr angegriffenen Gesundheit, das Bedürfniß einer ärztlichen Behandlung und sorgsamen Pflege, und dann auch die Pracht der Stadt und die reizenden Umgebungen derselben bewogen Konrad, die Stadt Surate für längere Zeit zu seinem Aufenthalte zu wählen.

Nach einigen Tagen der Erholung setzte er sich an den Schreibtisch, um seinem väterlichen Wohlthäter, dem Baronet Woolwich alle seine seit der Abfahrt von London erlebten Schicksale und bestandenen Abenteuer ausführlich mitzuheilen. Nichts ist malerischer, als der Boden Indiens; Land und Wasser scheinen mit tausend Farben gemalt zu seyn. Alle Formen der Natur, alle Ansichten zeichnen sich theils durch Pracht, theils durch eine Anmuth und Eleganz aus, die wir nie nachzuahmen vermögen werden. In den wunderschönen Umgebungen Surate's, unter diesem tiefblauen, lachenden Himmel erholte sich Konrad nach kurzer Zeit.

Da Konrad schon seit seiner frühesten Jugendzeit wußte, daß Bewegung der Gesundheit sehr vortheilhaft sei, so brachte er dieß auch in Surate zur Anwendung.

Je mehr sein leidender Zustand schwand, desto ausgedehnter wurden seine Spaziergänge. Völlig hergestellt, beschloß er einen Ausflug nach Cambay, einer nördlich von Surate gelegenen Stadt, zu machen, welchem sich auch einige Engländer anschlossen, die Konrad an der Fremdentafel seines Hotel's kennen gelernt hatte. Sie versorgten sich gehörig mit Waffen und machten sich eines schönen Morgens auf den Weg.

Ohne daß unsern Reisenden etwas bemerkenswerthes aufgestossen wäre, erreichten sie eines Mittags eine sumpfige Niederung. Die wenigen Eingebornen, die hier in einem elenden Dorfe wohnten, brachten den Reisenden die keineswegs erfreuliche Kunde, daß die sumpfige, nur mit hohem Gebüsch bewachsene Gegend von Tigern, Schlangen und Hundertfüssen wimmle, und daß selbst die Luft mit schädlichen Dünsten angefüllt sei. Da unsere Gesellschaft aber nur des Vergnügens wegen diesen Ausflug gemacht, so nahm sie die Aussage der Eingebornen nicht gar sehr zu Herzen und brach daher muthig in die Niederung ein. Die große Hitze zwang die Reisenden, am Saume eines Dickichts sich einige Zeit lang im Schatten eines einzelnen, dichtbelaubten Baumes niederzulassen. Plötzlich hörten sie in der Nähe ein Gebrüll. Sie sprangen auf und in das Dickicht. Konrad hatte das Unglück, im Aufspringen sich den Fuß gefährlich zu vertreten. Einer der Engländer blieb bei Konrad zurück und legte ihn auf den weichen grünen Rasen am Stamme des Baumes.

Etwa nach einer Stunde kehrten Konrads Reisegefährten mit Triumphgeschrei zurück, einen ungeheu-

ren Königstiger, den sie geschossen hatten, nach sich schleppend. Konrad lag im Schatten des Baumes ausgestreckt und wie es schien, in festem Schlafe. Der bei ihm zurückgebliebene Engländer war in das Dorf gegangen, um etwas zu holen.

„Halt! um Gotteswillen, rührt Euch nicht!" sprach einer der Engländer, „seht da an seinem Halse!"

Alle standen wie vom Donner gerührt da; eine große Schlange hatte sich um Konrads Hals geschlungen, während ihr Kopf einen Zoll weit von Konrads Gesicht spielte.

Konrad schlief oder er war schon todt. Hatte ihn die Schlange schon gebissen, so war er augenblicklich gestorben und lag als Leichnam da, wenn nicht, so schlief er fest und mußte bei der geringsten Bewegung, die er natürlich machen mußte, wenn man ihn weckte, den tödtlichen Biß empfangen. Da bewegte er seine Hand und seine Gefährten erkannten, daß er noch lebe, und daß sie ihn schleunigst aus der drohenden Gefahr befreien müssen.

Einer der Engländer machte in seltner Geistesgegenwart aus den Schlingpflanzen, die sich massenhaft an dem Baume anrankten, schnell eine Schlinge, erstieg still den Baum und ließ vorsichtig und allmählig die Schlinge bis dicht an den Kopf der Schlange unter ihm hinunter. Als sie die Schlinge sah, streckte sie den Kopf höher — da die Schlangen wie Katzen mit jedem ihre Aufmerksamkeit reizenden Gegenstand spielen — und schoß ganz darnach hin. Ihr Hals befand sich in der Schlinge, die der Engländer sogleich zuzog. Die Schlinge konnte zwar das Ungethüm nicht

festhalten, allein der rasche Zug erschreckte es doch so sehr, daß es sogleich verschwand.

Der Jubel darüber erweckte Konrad, der vor Schmerz am Fuße sich noch nicht zu erheben vermochte; er fragte nach der Ursache desselben. Als man ihm das erklärte, rief er aus: „Nein, Ihr habt Euch geirrt; die Schlange sitzt noch immer auf meiner Brust.“ Alle sahen hin und erblickten zwar keine Schlange, aber einen zehn Zoll langen Hundertfuß, der Konrad im Schlafe unter die Weste gekrochen war; die kalten Füße und die krabbelnde Bewegung des Thieres hatten ihn zum Glauben veranlaßt, es wäre eine Schlange. Er griff darnach und im nächsten Augenblicke hatte das erschrockene Thier seine hundert Füsse in das Fleisch des armen Konrad eingedrückt. Man mußte den Hundertfuß von seinen giftigen Gliedern losreißen, die an der Brust des armen Konrads hängen blieben, um ihn losmachen zu können.

Man brachte Konrad in einer Sänfte nach Surate zurück, wo er erst, trotz der besten ärztlichen Behandlung, nach fünf Wochen sich vollständig erholte.

Solche Ereignisse waren nicht geeignet, unsern Konrad in seinem Entschlusse, Indien zu bereisen, zu stärken. Eine an den Nordgrenzen Indiens ausgebrochene Seuche griff mit verheerender Schnelligkeit um sich und in kurzer Zeit zeigten sich schon in Surate's Umgebung die ersten Symptome dieser pestartigen Krankheit.

Konrad entsagte daher für immer seinem Entschlusse und beschloß alsbald nach Europa heimzukehren. Da im Hafen von Surate gerade eine englische

Fregatte „die Atalanthe" segelfertig vor Anker lag, so schiffte er sich auf diesem Fahrzeuge ein und sagte der grünen, im Hintergrund von einer Kette blauer Berge eingerahmten Küste Indiens ein ewiges Lebewohl.

Stets von dem besten Winde begünstiget, erreichte die Fregatte nach kurzer Fahrt das Vorgebirg der guten Hoffnung. Da die Fregatte hier auf weitere Befehle und Verhaltungsmaßregeln von der Admiralität warten mußte, welche erst in einigen Tagen eintreffen würden, so beschloß Konrad, nicht bloß die Capstadt und ihre Umgebungen zu sehen, sondern auch einen kleinen Ausflug in das Innere des Caplandes zu machen.

Die Capstadt ist der Hauptlandungsplatz der Ostindienfahrer, die größte Niederlage von Colonialwaaren und der wichtigste Seehandelsplatz der Südküste von Afrika; sie liegt an der Tafelbai, zählt 20,000 Einwohner, hat einen prächtigen, von Schiffen aller Nationen besuchten Hafen, große Schiffswerfte und starken, berühmten Weinbau (Capwein.)

Konrad ergötzte das Leben und Treiben am Hafen am meisten. Während man hier einen gelbbraunen Hottentotten sieht, steht dort ein pechschwarzer, krausköpfiger Neger neben einem ernsten Engländer, läuft dort ein flüchtiger Franzose, stolzirt hier in seinen Burnus gehüllt ein Araber, sitzt dort bei wegwerfender Unaufmerksamkeit für seine Umgebung ein Bewohner des himmlischen Reiches (ein Chinese.) Dazu die ruhige See mit Schiffen jeden Ranges, von dem kleinsten Boote bis zum riesigen Kriegsschiffe, geziert mit den prächtigsten Flaggen und Wimpeln aller Far-

ben. Dieses und der tiefblaue Himmel gaben ein so überraschendes, lachendes Bild, daß sich Konrad gar nicht von ihm trennen zu können glaubte.

Als Konrad eines Morgens wieder seinen Lieblingsplatz, den Hafen, besuchte, sah er neben sich einen Mann sich sonnen, der alsobald seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein Mann von etlichen vierzig Jahren, über Mittelgröße und von der Sonne gebräunt. Das dunkle Haar fiel in Locken auf den kräftigen Hals und seine blitzenden Augen verriethen Entschlossenheit und Kühnheit. Er war bewunderungswürdig schön gebaut und alle seine Glieder ließen Kraft und Elasticität errathen. Er trug einen breitkrempigen Hut, rothgestreiftes Hemd und weite Beinkleider durch eine farbige Binde gehalten; darüber hatte er eine dunkle Jacke geworfen. Es entspann sich bald ein Gespräch zwischen Konrad und dem Fremden und ersterer erfuhr, daß er einen gebornen Deutschen aus Franken vor sich habe, der sich aber vor mehreren Jahren zwei Tagreisen von der Capstadt angesiedelt habe.

Beide freuten sich herzlich, nach langer Zeit wieder die Töne der Muttersprache zu hören und von dem geliebten, nie vergessenen Vaterlande sprechen zu können.

Da unser Colonist — er nannte sich Bergholb — wegen Handelsgeschäften noch längere Zeit in der Capstadt verweilen mußte und zu diesem Behufe eine Privatwohnung bezogen hatte, so lud er Konrad ein, die etlichen Tage vor seiner Abreise bei ihm hinzubringen, was Konrad auch mit größter Freude annahm. Da

Bergholb auch seine Gemahlin bei sich hatte, so stellte er ihr Konrad vor, der in freudigem Erstaunen in ihr sogleich die Tochter eines seiner ehemaligen Professoren erkannte.

Konrad fühlte sich in dieser liebenswürdigen Familie bald heimisch. Bergholb war ein jovialer, freundlicher, gesprächiger, dabei, wie schon gesagt, ein ungemein starker und entschlossener Mann. Von diesen letzteren Eigenschaften Bergholbs sollte Konrad bald Gelegenheit haben, sich zu überzeugen.

Ein so eben in den Hafen der Capstadt eingelaufener Kauffahrer brachte die Nachricht, daß eine englische Brigg „die Schwalbe“ in einem Sturme arg gelitten habe und jetzt im Hafen der Insel Bissao zur Ausbesserung vor Anker liege. Da bis zur Ankunft der „Schwalbe“ in Capstadt noch eine geraume Zeit vergehen konnte — die „Schwalbe„ war nämlich das von der Admiralität ausgeschickte Schiff mit den Depeschen an die „Atalanthe“ — so benützte Konrad diese Zeit, einem Ansuchen Bergholbs zu folgen, der ihn am nächsten Morgen zu einer Jagd im Innern des Caplandes einlud.

Es war ein schöner Morgen, als eine stattliche Gesellschaft von Colonisten und Eingebornen nebst einigen Offizieren der „Atalanthe“ mit Bergholb und Konrad die Capstadt verließen. Es waren dreißig entschlossene, stark gebaute Männer und zwölf Hottentotten. Bergholb hatte sich mit einer Doppelflinte, zwei Pistolen und einem Dreizack an ledernen Riemen bewaffnet; er würde in dieser Bewaffnung ohne Furcht die Reise um die Welt angetreten haben.

Der Marsch ging anfangs neben herrlichen Landhäusern, zwischen lachenden Feldern und Wiesen hin.

Nach und nach wurden diese immer seltener, nur dann und wann zeigte sich eine einsame Pflanzung. Hohe, rauhe Felsen, wildes Gestrippe und reissende Waldströme hemmten oft den Zug.

Ohne daß unseren kühnen Jägern etwas aufgestossen wäre, erreichten sie eines heißen Tages ein schattiges Wäldchen, von einem silberhellen Bache durchschlängelt. Man beschloß hier eine Zeit lang zu rasten. Während die Einen Feuer anmachten, die Andern das Kochgeschirr reinigten, streifte Konrad in dem nahen Gestrüppe umher. Da entdeckte er auf einem Baume eine ihm ganz fremde Affenart; er schlich ganz leise heran, um eines dieser Thiere in den Schuß zu bekommen. Allein die muntern Thierchen neckten ihn immer weiter, indem sie bei seiner jedesmaligen Annäherung auf die nächsten Bäume sprangen. So war Konrad schon eine hübsche Strecke vom Rastplatz entfernt, als ihm plötzlich ein wie ferner Donner tönendes Gebrüll an's Ohr schlug. Er spannte schnell seine Flinte und setzte offenen Auges und Ohres seinen Weg fort, fest überzeugt, in der nächsten Minute einen Kampf auf Leben oder Tod zu bestehen. Und er täuschte sich auch nicht. Das Gebrüll ließ sich jetzt ganz nahe hören, jetzt wiederum — Konrad machte sich schußfertig — da knisterte es im Gestrüppe und ein ungeheurer Löwe trat ihm entgegen. Konrad ließ sich auf ein Knie nieder und führte die Büchse an die Wange. Der Löwe peitschte mit dem Schweife seine Flanken, sträubte seine Mähne und öffnete seinen ungeheuren blutrothen Rachen. Jetzt, dachte Konrad, ist der entscheidende Augenblick, als der Löwe sich zum Sprunge zusam-

menkauerte. Er zielte, da machte die Bestie einen Seitensprung, der Schuß ging fehl und im nächsten Augenblicke hätte ihn das Raubthier zerfleischt, — da wälzte sich Pulverrauch aus dem Gestrüppe, und unter dem Knalle eines Schusses fiel der Löwe unter ohrenzerreissendem Gebrülle an Konrads Seite nieder, noch einige schwache Zuckungen und Konrad stand gerettet — vor Bergholb.

Bergholb hatte sich von den übrigen Jägern entfernt, um vielleicht im Walde einige Vögel schießen zu können. Er wanderte längs des Baches fort, der ihn glücklicher Weise in die Nähe Konrads führte. Das Gebrüll des Löwen brachte ihn gerade noch zeitig genug zu Konrad hin, um ihn von einem schrecklichen Tode zu retten.

Konrad fiel auf die Kniee und dankte Gott aus tiefster Seele für seine wunderbare Rettung. Die Dankesbezeugungen Konrads an Bergholb wies dieser aber ab, indem er es für des Menschen heiligste Pflicht hielt, jedem Bedrängten zu Hilfe zu eilen.

Unsere Jäger brachen auf und zogen in südöstlicher Richtung wieder dem Cap zu.

Eines Mittags waren sie gerade in einer einzelnen Niederlassung bei Tische, als ein Hottentotte mit der Nachricht hereinstürzte, er habe einen Tiger brüllen hören. „Er sei uns willkommen“ sagte Bergholb lachend, „auf und dran!“

Die Gesellschaft machte sich nach einem kleinen Gehölz auf, in welchem, wie Bergholb vermuthete, der Tiger steckte. Mehrere Sclaven mußten das Gehölz umgehen, um, wenn es thunlich wäre, den Feind in

die offene Ebene herauszutreiben. „Meine Freunde“ rief Berghold, — „Ihr müsset mir jetzt in Allem gehorchen, oder es sieht keiner von uns die Capstadt wieder. Der Feind ist nicht weit. Ihr stellt Euch hier in geschlossener Reihe auf; hinter Euch die Hottentotten mit den Wechselflinten und der Munition. Ich selbst bleibe an Eurer Spitze. Aber kommt mir nicht zu Hilfe, wenn Ihr mich auch in Gefahr seht, oder Ihr seid verloren! Still . . . ich höre was!“ — Ein Gebrüll ließ sich in großer Nähe vernehmen. „Er wird bald hier seyn, sagte der unerschrockene Berghold,“ er hat’s eilig . . . Gehorsamer Diener!“ Der Tiger war mit einem Satze aus dem Gehölz gesprungen, stand dann still, näherte sich langsam und legte sich nieder. „Gehen wir auf ihn los, um ihn zu zwingen, aufzustehen,“ sagte Berghold! Der Tiger erhob sich und kam einige Schritte näher. „Jetzt gut gezielt,“ sagte Berghold, und ließ sich auf ein Knie nieder, „Feuer!“ der Tiger machte einen schrecklichen Satz in die Höhe, stieß von Zeit zu Zeit ein kurzes Gebrüll aus, peitschte seine Flanken, streckte seine blutrothe Zunge aus dem ungeheuren Rachen und seine glühenden Augäpfel rollten wild in ihren Höhlen. Jeder starrte stumm und entsetzt den furchtbaren Feind an. Berghold wandte den Kopf etwas um und sagte: „Nicht wahr, man bekommt etwas Herzklopfen! Nur Muth, wir werden bald mit ihm fertig werden!“

Das Blut des Tigers floß indessen in Strömen auf den Boden. „Noch eine volle Ladung, und wo möglich alle Schüsse in den Kopf“ befahl Berghold. — Eben wollten die kühnen Jäger Feuer geben, als

einem das Gewehr entfiel. Als er sich darnach bückte, wurde die nackte Brust des hinter ihm stehenden Hottentotten sichtbar. Da springt der Tiger wie besessen auf, macht einen Satz, schießt über Bergholz, der niedergekauert ist, hinweg, wirft etliche Jäger über den Haufen, packt den armen Hottentotten, trägt ihn zehn Schritte weg und legt ihn unter seine gewaltigen Tatzen. Bergholz richtete sich wieder auf und kommandirte Feuer. Der Tiger stürzte, hob sich aber im Augenblicke wieder und ging auf dem Hottentotten umher, wie eine spielende Katze. Bergholz näherte sich ihm und indem er dem Hottentoten zurief: „Rühre dich nicht!“ — feuerte er seine Pistolen auf den Kopf des Tigers ab. Dieser stieß ein furchtbares Gebrüll aus, öffnete seinen blutigen Rachen und zermalmte die Brust des unglücklichen Hottentotten . . . — Nach einigen Minuten lagen zwei Leichen übereinander.

„Ihr seid nicht mehr kalten Blutes,“ sagte Bergholz; „es ist auch kein Kinderspiel, mit solchen Feinden fertig zu werden. Ich bin nur froh, daß wir nur Ein Menschenleben zu beklagen haben.“

Die Gesellschaft kehrte ohne weitere Abenteuer nach der Capstadt zurück.

Die „Schwalbe“ war mit den erwarteten Depeschen angelangt. Konrad nahm von seinem Lebensretter und dessen freundlicher Gemahlin den herzlichsten Abschied und begab sich an Bord der Atalanthe.“ Als der Morgen graute, fuhr die Fregatte unter dem Donner der Kanonen mit vollen Segeln aus dem Hafen dem fernen Norden zu.

Achtzehntes Kapitel.

Weitere Abenteuer.

Die „Atalanthe" erreichte mit dem besten Winde die Himmelfahrtsinsel und war nach wenigen Tagen von der Linie (auch Aequator genannt) nur einige geographische Stunden entfernt. Die Offiziere und Zöglinge des Schiffes saßen auf dem Decke, um durch die Breite-Berechnung den Augenblick zu bestimmen, wo man unter der Linie sich befinde. Die Luft war rein und obgleich heiß, dennoch nicht unerträglich. Ein leichter, angenehmer Windzug schaukelte das Schiff auf dem dunkelblauen Gewässer, aus dem der Sonne senkrechte Strahlen tausendfach gebrochen zurücksprühten. Schwellend oder sinkend, je nachdem der Wind mit den Segeln sein Spiel trieb, schlugen diese bald gegen die Masten, bald blähten sie sich auf. Während am Kiele die Welle murmelnd erstarb, erschien in der Ferne das Meer wie frischgeackerter Grund.

Die Glocke deutete die Veränderung der Wache und die Stunde des Mittagsessens für die Mannschaft an. Kaum konnte noch Einer der Mannschaft einen Bissen verschlingen, als er, der Bootsmann mit der freudigen Nachricht eintraf, das Schiff werde in einigen Minuten die Linie passiren. — Es ist ein von allen europäischen Schiffen streng beobachteter Gebrauch, jeden Passagier oder Seemann, der nie in jenen Breitegraden war und die Linie passirte, bei einer eigens dazu bestimmten großen Feierlichkeit zu taufen, sobald das

Schiff unter der Linie sich befinde. Einer solchen Feier beizuwohnen hatte nun Konrad die schönste Gelegenheit.

Der Hochbootsmann ließ nun aus alten Fässern, Kästen und Rudern einen rohen Altar am großen Mast erbauen, der mit Segeln und vielfarbigen Flaggen bedeckt wurde. Auf den Altar wurden vier roh gemalte Holzschnitte gestellt, Europa, Asien, Afrika und Amerika vorstellend, durch vier Frauen versinnlicht. Um den Altar wurden Waffenbündel von Säbeln, Flinten und Pistolen angebracht.

Unter einem schicklichen Vorwande wurde den Passagieren während dieser Zeit der Zutritt auf's Verdeck untersagt. Sie wußten wohl, daß man oben arbeite, und daß etwas Außerordentliches bevorstehe; doch mußten sie geduldig den Augenblick abwarten, wo ihnen das große Geheimniß gelöst werden sollte.

Ein gellender Pfiff — und eine Donnerstimme brüllte durch's Sprachrohr: „Alles nach Oben!" Alles eilte die Treppen hinan.

Das Schauspiel, welches jetzt die „Atalanthe" darbot, war sonderbar genug. Vor dem Altare stand eine große mit Seewasser gefüllte Bütte, die als Taufstein dienen sollte. Sie war mit einem alten Segel bedeckt. Um dieselbe bildeten zwölf Matrosen in den abenteuerlichsten Anzügen einen Kreis, während die übrigen Matrosen an den Raaen und im Tauwerk als Zuschauer hingen. All dieses machte auf die Passagiere einen nicht geringen Eindruck und Konrad machte sich gefaßt, eine Hauptrolle an diesem Tage zu spielen.

Durch ein Kleingewehr-Feuer hinter dem Altar wurde die Feierlichkeit eröffnet. Ein Hagel von dünnen Stricken fiel auf die am Hintertheil der Fregatte postirten Passagiere. Keiner durfte sich entfernen, da es gemessener Befehl war: Jeder muß der Feierlichkeit bis zum Ende beiwohnen.

Das Schießen dauerte fort, bis aus dem Pulverrauche ein Greis hervortrat, in einen Schafpelz gehüllt, mit langem weißen Haare und einem bis zum Boden reichenden Bart. Er schaute mit ernsten, schwarz ummalten Augen die Versammlung an. Ihm zur Seite befand sich die Königin der heißen Zone. Ihr Gefolge bestand aus Seegöttern, Winden und Stürmen, die alle mit Theer beschmirt und mit Federn bestreut waren oder mit Ketten belastet waren. Sie schwangen Bootshacken und Harpunen und machten gegen die Passagiere keineswegs einladende Zeichen.

Der so gebildete Zug näherte sich den an der Schiffswinde versammelten Offizieren. Der Altvater Linie im Schafspelz nahte sich einem Offizier und fragte: „Wo ist Euer Kapitän?" — Dieser trat vor.

„O" rief der Alte," ich sehe ein wohlbekanntes Gesicht, das schon mehrmals meine Staaten durchgereist hat.

„Mit Recht" entgegnete der Kapitän, es ist schon lange, daß ich die Taufe der Linie erhalten habe. Aber meine Fregatte ist noch nicht getauft worden, sammt etlichen sich darauf befindlichen Neulingen. Doch bitte ich, macht die Taufe an ihnen so gelind als möglich.

„Soll geschehen, Kapitän; vor Allem aber wol-

len wir sogleich der Fregatte ihren Taufschein ausstellen."

Nachdem Name, Alter der Fregatte, Stunde, Tag und Jahr ihrer Durchfahrt durch des Altvaters Staaten und Name und Alter der Passagiere und Seeleute, welche zum ersten Male die Linie passirten, in ein großes Buch eingetragen waren, setzte sich der Zug in Bewegung nach des Schiffes Vordertheil, der mit der großen Spritze getauft wurde, während die Mannschaft ein dreimaliges Hoch schrie und ihre Gewehre abfeuerte.

Ein schneidender Pfiff gebot Ruhe. Der Altvater streckte seine Hände aus, trat an die mit Seewasser gefüllte Bütte und hielt eine Rede von Entstehung der Linie und von dem Wohlwollen, das er gegen die „Atalanthe" hege; nie werde er gefährliche Windstöße senden; zur Erfrischung der Mannschaft werde er Regen schicken zur Zeit großer Hitze; die „Atalanthe" soll sich auf den Wellen schaukeln, wie die Seemöve und sie durchschneiden wie der Albatros.

Nach dieser schwunghaften Rede trat der Altvater mit seiner Gemahlin an den Altar; auf ein gegebenes Zeichen ergriffen zwei, scheußlich als Teufel bemalene Matrosen einen der Passagiere und setzten ihn trotz seines Sträubens auf ein schmales Brett, das man über die mit Wasser gefüllte Bütte legte. Der Altvater gab ihm nun die Weihe, indem er auf sein Gesicht mit Ruß und Kreide die lächerlichsten Figuren zeichnete. Gleich hierauf zog ein Matrose das Brett weg und der Täufling fiel in die Wasserbütte. Zum Ueberfluß goß man ihm noch einige Eimer Wasser über

den Kopf und, wenn er sich erhob, um zu entfliehen, begrüßte ihn die Spritze mit einer vollen Ladung. Das Geschrei und Gelächter hierauf war allgemein, denn der unglückliche Passagier wurde deßwegen so arg durchwässert, weil er durch sein naseweises Besserwissen in den Schiffsverrichtungen alle Matrosen sich zu Feinden gemacht hatte.

Nun kamen die andern Reisenden an die Reihe. Die Meisten, die diesen Schiffsgebrauch kannten, hatten sich schon im Voraus die Matrosen zu Freunden gemacht und kamen mit einigen Gläsern Wasser davon, welche man über sie ausgoß. So auch Konrad, der sich besonders den Altvater schon früher durch einige Gläser Rum zum besten Freunde gemacht hatte.

Nach den Reisenden schritt man zur Taufe aller Zöglinge und Matrosen, welche die Linie noch nicht passirt hatten. Es ging dabei so naß her, als wenn die Fregatte von einem Regen wäre überschwemmt worden; denn die jetzt Getauften tauften nun auch die Taufenden, bis Alle so von Wasser trieften, wie wenn sie sammt und sonders im Meere gelegen hätten.

Abends, als der Wind kühl, die Luft heiter und der Himmel mit tausenden von goldenen Sternen besäet war, begann ein Ball, woran ohne Unterschied Alle auf dem Schiffe befindlichen Personen Theil nahmen. Es wurde bis Mitternacht getanzt, wo die Glocke den Befehl, sich zur Ruhe zu begeben, andeutete. Auch Konrad suchte, durch dieses bisher nie gesehene Schauspiel auf's angenehmste unterhalten, seine Hängmatte und bald war Alles in tiefen Schlaf versunken.

Mehrere Tage unterhielten sich die Reisenden auf dem Verdecke von diesem ergötzlichen Auftritte, der für die Schiffsmannschaft eine Quelle unerschöpflicher Neckereien wurde.

Die Fregatte segelte mit gutem Winde dahin und befand sich in kurzer Zeit auf der Höhe der Inseln des grünen Vorgebirges, als eines Tages der Mann im Mastkorbe durch den Ruf „ein Schiff" Alles auf's Verdeck jagte.

Der Kapitän rief das Schiff an; da auf dieses keine Antwort erfolgte und das Schiff auf sich schießen ließ, ohne daß sich die Mannschaft, die man unbeweglich auf dem Verdeck sah, gerührt hätte, schickte der Kapitän mehrere seiner Leute in einem Boote ab, um auf jenes Schiff zu gehen und es zu untersuchen.

Es war hier Alles zertrümmert und in der größten Unordnung; Alles lag in tiefster Stille. Als die Mannschaft das Verdeck betrat, erblickten sie zu ihrem größten Entsetzen etwa vierzig Männer an Händen und Füssen auf das Verdeck — genagelt; einer, vermuthlich der Kapitän, war an den großen Mast gelehnt und ebenfalls da angenagelt; sie hatten Alle einen gräßlichen Tod gefunden.

Bei weiterer Durchsuchung fand man endlich in der Kajüte ein Papier, auf das der Kapitän der englischen Fregatte „Albion" geschrieben: Das Piratenschiff „die Rache" ist genommen worden; da auf selbem sich die Leichen zweier Engländer und Waaren eines geraubten englischen Schiffes vorfanden, so ließ der Kapitän die Mannschaft lebendig auf das Verdeck

annageln und das Schiff mit vollen Segeln dem Winde preisgeben.

Der Kapitän der „Atalanthe" ließ die beiden Leichen in die See werfen und das Piratenschiff in Brand stecken.

Die Fregatte verließ schnell diesen Ort des Entsetzens und segelte mit dem besten Südwestwinde der spanischen und portugiesischen Küste zu.

Es war ein schöner Abend, als Konrad auf dem Verdeck stand, um die frische Abendluft und den herrlichen Anblick der untergehenden Sonne zu genießen. Im Osten glänzte ein röthlich goldner Streifen; es war die im letzten Schimmer der Abendsonne aufglühende Küste Portugals. Stolz dehnte sich der Rumpf der „Atalanthe" auf den gekräuselten Wellen und segelte unter einem frischen Winde pfeilschnell dahin, stolz auf den Namen jener leichtgeschürzten flüchtigen Jungfrau, deren Name in goldnen Buchstaben auf dem Spiegel des Schiffes geschrieben stand. Allmählig sank die Sonne unter und der Himmel bedeckte sich bald mit Millionen funkelnder Sterne. Noch lange lag Konrad über die Brustwehr gelehnt im Anschauen dieser hellglänzenden Gestirne versunken, bis er seine Hängmatte suchte. Um drei Uhr Morgens weckte ihn ein Kanonenschuß aus seinem Schlummer; die „Atalanthe" war im Hafen von Lissabon eingelaufen und ankerte zwischen zwei französischen Linienschiffen.

Da die Fregatte erst des andern Tages wieder in See stach, so benützte Konrad diese Gelegenheit, sich ein wenig in Lissabon umzusehen.

Lissabon ist die Hauptstadt des Königreichs Por-

tugal, hat 44,000 Häuser und zählt an 300,000 Einwohner. Den schönsten Ueberblick über Lissabon hat man von Almada aus gesehen. Almada liegt Lissabon gegenüber auf der Ostspitze der hohen Felsen, welche sich an dem südlichen Ufer des Tajo bis an das Meer erstrecken. Der Tajo, von der Rechten herkommend, zertheilt die Stadt in ihre beiden ungleichen Hälften und wälzt sich gegen die Linke hin in's Meer. Gegen Norden sieht man Lissabon nach seiner ganzen Ausdehnung, wie es die Hügel auf beiden Seiten bedeckt und eine prachtvolle Einfassung des Tajo bildet. Gegen Westen setzt der prächtige Fluß seinen majestätischen Lauf fort, um sich zwischen den beiden Zitadellen Bugio und St. Julian in den Ozean zu ergießen. Gegen Osten erweitert sich das Ufer zu einem großen See, der ein weit von einander getrenntes Ufer zur Einfassung hat. Gegen Süden senken sich die Höhen von Almada allmählig zur Ebene hinab und laufen aus in ein Thal voll Rebengärten, hinter denen sich abermals eine Reihe von Hügeln erhebt, die bis zu mehreren Ortschaften hin mit üppiger Waldung bedeckt sind. Begrenzt ist der Horizont von den Bergen der **Sierra Arabida**, zu welchen der hervortretende Felsen des Schlosses von Palmela, gegen Osten gehört, sowie das malerische Schloß von Cezimbra, weithin gegen Westen.

Auf dem ersten Hügel der Stadt liegt das Kloster von Penha de Franka. Etwas rechts hin auf dem zweiten Hügel steht die Kapelle de Nossa Senhora de Monte. Noch weiter rechts hin sieht man das Schloß St. Georg an einem Hügel liegen und den

Rücken des vierten Hügels bekränzen die Thürme der Kirche zu St. Vincente, in welcher die Monarchen von Portugal beigesetzt werden. In derselben Linie, aber näher zu dem Beschauer, sieht man die alten düstern Thürme der Kathedrale und vor derselben, unmittelbar an dem Ufer die Gebäude, welche die Praca do Commercio umgeben; ein Platz, an dem sich auch das Zollgebäude, das Seearsenal und die Börse befinden, — ein Platz, der an Größe des Eindruckes nicht seines Gleichen hat. Hunderte von Schiffen bedecken den Tajo. Das Ganze mit der stufenartig herablaufenden Höhe von Almada stellt ein Bild voll Größe und Anmuth dar.

Glänzend stand die Sonne am wolkenlosen Himmel und eine frische Brise, ein gelinder Seewind, kräuselte das Meer, als die „Atalanthe" aus dem Hafen von Lissabon mit vollen Segeln hinausflog.

Die Fahrt ward vom besten Winde begünstigt und eines Morgens zeigte sich am Rande des Horizontes ein weißer Streifen; es waren die Kreidefelsen der Küste Englands. Die Mannschaft der Fregatte war fröhlich und guter Dinge, da man vielleicht Abends, aber doch sicherlich Morgens in den Hafen Londons einlaufen konnte. Konrad stand auf dem Verdeck neben einem alten Fregattencapitän im Gespräche begriffen. Da ließ sich plötzlich ein Sturmvogel auf der Spitze des großen Mastes nieder.

„Das bedeutet Unglück," sagte der alte Kapitän, und wir müssen uns gefaßt machen, noch diese Nacht einen unausbleiblichen Sturm zu bestehen und vielleicht unterzugehen!"

„Wenn Sie an diese Unheil drohende Eigenschaft des Sturmvogels glauben, erwiederte Konrad lächelnd, „so glauben Sie sicherlich auch an Gespenster.“

„Ob ich daran glaube!“

Der alte Kapitän sprach diese Worte mit feierlichem und ernsten Tone, der die innigste Ueberzeugung zu Tage legte. 'Konrad von Neugierde getrieben, wünschte dringend, etwas Näheres hierüber zu erfahren, und der alte Seemann erzählte dem horchenden Konrad folgende sonderbare Begebenheit.

„In meiner Jugend war ich Steuermann an Bord eines Sclavenschiffes von Liverpool. Unser Kapitän war ein sonderbarer Mann; er konnte sich keine Stunde gleich bleiben. Bald war er sanft und gesprächig mit der Mannschaft, bald aber benahm er sich wieder wie ein Tiger. Die Sonne Afrika's schien Feuer in seine Adern gegossen zu haben; seine Augäpfel rötheten sich, wie der Rücken der Schwarzen, wenn ihre Haut von der Peitsche zerfleischt wurde. — Der Kapitän hatte einen besondern Haß gegen einen alten Matrosen gefaßt, der in großer Achtung bei den andern Matrosen stand. Eines Tages benahm sich dieser Matrose beim Reffen eines Segels etwas langsam; er war schon so alt! Da kam der Kapitän halb berauscht auf das Verdeck. „Zieh ein, alter Haifisch!“ rief er, „oder — —.“ Ich weiß nicht, was der Matrose hierauf entgegnete; aber seine Worte müssen derart gewesen seyn, daß sie den Kapitän aufs heftigste erzürnten; denn er lief wüthend nach der Kajüte, erschien mit einem geladenen Gewehre und gab auf den Matrosen Feuer. Die Ladung prasselte in die Segel

hinein, und der arme Matrose stürzte sterbend an den Fuß des großen Mastes nieder. Er heftete die Augen auf den Kapitän und sagte: „Du hast mich in deinen Klauen gehabt, aber ich werde dich nie verlassen!" — Der Matrose starb und seine Leiche ward über Bord geworfen. — Der Kapitän befahl unter den schrecklichsten Schwüren das tiefste Schweigen über diesen Vorfall. — Bald verbreitete sich die Sage auf dem Schiffe, daß der alte Matrose das Schiff nicht verlassen habe, sondern daß sein Geist mit dem Schiffsvolke arbeite, besonders dann, wann ein Segel einzuziehen sei. An einem stürmischen Abend in der Nähe der azorischen Inseln erblickte ich ihn selbst und zwar so deutlich, daß ich ihn leise bei seinen Namen rief. Allein er antwortete mir nicht, sondern kletterte die Wanten empor, wo er verschwand. — Der Kapitän schien hierauf nicht zu achten. — Eines Abends, als wir den Meerbusen von Biskaja passirten, rief mich der Kapitän in seine Kajüte. Mit zitternder Stimme sagte er zu mir: „Ich brauche Euch nicht zu sagen, welchen Gast wir bei uns an Bord haben!" — „Kapitän!" antwortete ich, „es ist ja nur ein Scherz." — „Nein, nein! er hat mir gesagt, er werde mich nie verlassen, und er hat treulich Wort gehalten; ihr seht ihn blos von Zeit zu Zeit, aber er steht immer neben mir; selbst jetzt sehe ich ihn; er steht dicht hinter Euch." Der Kapitän ward leichenblaß. — „Ich kann seine Gegenwart nicht länger ertragen," sagte er; „ich muß Euch verlassen!" — Ich wollte ihn beruhigen; doch mit finsterer Miene schüttelte er den Kopf und wiederholte: „Ich muß Euch verlassen!" — Nach diesen

Worten blieb der Kapitän plötzlich stille, mit der Unruhe eines Menschen, der von Weitem irgend ein Rauschen oder Getöse vernimmt; er fragte mich, ob ich keinen Lärmen auf dem Verdecke höre? — Da unser Schiff sich in mißlicher Lage befand, so stieg ich schnell hinauf; doch kaum war ich oben, als das Plumpen eines in's Wasser fallenden Körpers mir einen kalten Schauer erregte. Ich schaute über Bord und entdeckte, daß der Kapitän in's Meer gesprungen war. Mit verzweifelter Anstrengung erhob er die Hälfte seines Körpers über Wasser und rief, die Hände nach mir ausstreckend: „Mein Gott! er ist noch bei mir!" Einen Augenblick darnach sah ich ihn nicht wieder. Ich fiel auf die Kniee und betete!"

Unterdessen hatte sich der Himmel allmählig mit gewitterschweren Wolken im Südwesten bedeckt. Dumpf rollte der Donner und blendende Blitze durchzuckten die dunklen Räume des Himmels, da die Sonne schon untergegangen war. Das Meer begann allmählig unruhig zu werden und schon fielen einzelne Regentropfen auf das Verdeck nieder, als sich ein Meer von Lichtern zeigte; es waren die tausenden von Schiffslaternen im Hafen Londons.

Unter einem Kanonenschuß fiel der schwere Anker der „Atalanthe," während das Gewitter vorüberzog, ohne Schaden an der Fregatte nehmen zu können, die im ruhigen Wasser des Hafens lag.

Neunzehntes Kapitel.

Konrads letzte Lebenstage.

Konrad gönnte sich kaum so viel Zeit, als er in einem Gasthause am Hafen abgestiegen war, eine kleine Erquickung zu sich zu nehmen und sich in andere Kleider zu werfen, so viele Eile hatte er, nach dem Hause seines väterlichen Wohlthäters, des Baronets Woolwich zu gelangen.

Hier empfingen ihn ganz fremde Gesichter; auf seine ungestümen Fragen nach dem Baronete erfuhr er, derselbe sei vor einem Jahre an einem Schlagfluße gestorben. Todtenbläße bedeckte sein Gesicht und ohne die Hilfe der Umstehenden wäre er zu Boden gesunken; Ströme von Thränen entstürzten seinen Augen. Man brachte ihn halb ohnmächtig in seinen Gasthof.

Volle zwei Wochen vergingen, bis Konrad aus seinem tiefen, stillen Schmerze, aus dem dumpfen Hinstarren der tiefsten, wortlosen Betrübniß wieder auftauchte ins rege, schaffende Leben.

Woolwich war, wie ihm der Rechtsanwalt der Anverwandten des Baronets mittheilte, ohne Testament gestorben, sein Vermögen hatten die Verwandten an sich gezogen, da für Konrad keine sonstige Schankung ausgesprochen worden sei.

Durch Woolwichs plötzlichen Tod hatte Konrad die Aussicht auf den einstigen Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens eingebüßt; allein er dachte nicht an

das Entschwinden zeitlicher Güter; sein Innerstes war bis zum Verbluten zerrissen von dem Schmerz über den Verlust eines Mannes, der unter allen Menschen seinem Herzen das Liebste war.

Konrads Geldgürtel barg noch über 20,000 Gulden. Der Gedanke, in seine Heimath zurückzukehren und dort seine Tage zu beschließen, war bald zum festen Entschluß. Er schiffte sich auf dem von London nach Hamburg gehenden Paquetboote ein und betrat wohlerhalten nach so vielen Jahren wieder den deutschen Boden.

Ohne Unfall erreichte er Regensburg und hörte hier zu seiner größten Betrübniß, daß das Dörflein Hardt, sowie Abensberg vor vielen Jahren durch eine wüthende Seuche mehr als zur Hälfte entvölkert worden seien; seine Eltern und Geschwisterte waren ein Opfer dieser Seuche — die schwarzen Blattern — geworden. Dadurch wurde aber Konrad in seinem Entschluße, Hardt zu seinem künftigen Aufenthalte zu wählen, nicht im mindesten wankend gemacht; der Ort, welcher seine Wiege war, sollte auch sein Sarg werden.

Er kaufte eines der Wohngebäude von Hardt, welches man aber nur eine Hütte nennen konnte; sie wurde niedergerissen und ein nettes Häuschen an deren Stelle aufgebaut; auch ein kleiner Garten daneben wurde vom Schloßgärtner zu Biburg angelegt und auf sinnige Weise mit Blumen und Gemüse bepflanzt. Das Häuschen selbst wurde so zweckmäßig eingerichtet, daß allen Anforderungen einer kleinen Hauswirthschaft Genüge geleistet war, und es sich darin eben so gemüthlich als angenehm wohnen ließ. Eine be-

jahrte Wittwe, die früher in Herrschaftshäusern als Wirthschafterin gedient hatte, übernahm die Führung des kleinen Hauswesens.

Immer heiter, rüstig wie ein Mann im schönsten Lebensalter lebte sich Konrad hinein; denn er verstand und übte die Kunst, ein hohes aber auch ein frohes Alter zu erreichen.

Konrad beobachtete immer eine regelmäßige, einfache Lebensweise, er trank täglich ein Glas Wein, er genoß täglich zwei nahrhafte Gerichte, er überließ sich aber nie im Essen und Trinken der Völlerei; denn diese ist das sicherste Mittel der Lebensverkürzung.

Auch in der strengsten Winterkälte, bei der rauhesten Witterung machte er sich täglich eine Bewegung im Freien, am Morgen durch einen Besuch des Gottesdienstes in Biburg, Nachmittag durch einen Gang nach Abensberg oder Siegenburg, oft auch nur auf den Feldern umher oder im nahen Walde. Im Frühlinge, Sommer und Herbste arbeitete er täglich ein paar Stunden in seinem Garten.

Die Reinlichkeit des Körpers, dieses unentbehrliche Mittel zur Verlängerung des menschlichen Daseyns war mit ihm verschwistert. Bei rauher und ungünstiger Witterung nahm er in jeder Woche ein warmes Bad in seinem Häuschen; in der günstigen Jahreszeit, an schönen Tagen badete er im Abensfluße.

So lebte sich Konrad hinein in ein hohes, in ein frohes Alter, noch immer voll geistiger Kraft, voll körperlicher Rührigkeit.

Er begann und schloß den Tag mit Gebet; er war ein helfender Freund der Bedrängten, ein liebe-

voller, weiser Tröster der Betrübten, ein warmer Wohlthäter der Armen.

Der Friedhof von Biburg nahm Konrads irdische Hülle in seinen stillen Schooß auf. Viele Jahre sind es, daß über sie die Erde sich wölbte; aber dort und in weiter Umgebung lebt noch immer frisch und kräftig die dankbare, gefühlvolle Erinnerung an Konrad Hellwig, den bayerischen Robinson; denn sein frommer, edler Wandel, seine Nächstenliebe und Wohlthätigkeit haben ihm ein Denkmal gegründet, welches keine Zeit in den dunklen Schacht der Vergessenheit zu versenken vermag.

Dem Guten und Frommen blüht immer und immer die geheiligte Palme dankbaren Andenkens und liebender Segnungen.

Druckfehler.

Seite 171 lies „Vierzehntes" — statt „Achtzehntes" Kapitel.

Förster I